



Sommertage in Heidersdorf

Eine fröhliche Lagergeschichte

Von

Guse Harms

16.—25. Tausend



Junge Generation Verlag Berlin

Die Schrift wird in der NS.-Bibliographie geführt.
Der Vorsitzende der parteiamtlichen Prüfungskommission zum
Schutze des NS.-Schrifttums
Berlin, 1. März 1939

Alle Rechte vorbehalten

Mit Zeichnungen von W. Ried

★

Junge Generation Verlagsgesellschaft

Gedruckt in Deutschland

Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Zum erstenmal ins Lager | 7 |
| Irre darf helfen | 18 |
| Drei finden nicht heim | 28 |
| Neue Bekannte | 36 |
| Die Heidersdorfer Gespenster | 49 |
| Von Strolch, der Roggenmuhme und Christels Bildern . | 60 |
| Ein Jungmädchengarten und ein Blumendorf | 71 |
| Besuch aus Amerika | 81 |
| „Winde wehn, Schiffe gehn . . .“ | 91 |
| Heute gibt's Pilze! | 100 |
| Familiengeschichten | 107 |
| Eva aus der Siedlung | 115 |
| Kasperl auf der Gänsewiese | 122 |
| Elli und die Bienen | 129 |

Zum erstenmal ins Lager

„Puh, diese Hitze!“ sagten alle Leute, die sich auf der glühheißen Straße trafen. „Diese Hitze“, sagte sogar der alte Eisverkäufer, der seinen Karren an einer schattigen Hausecke aufgebaut hatte, obwohl der sich doch gerade hätte freuen sollen, denn sicher kauften heute viele das „gute Sahneeis“ oder das „prima, prima Himbeereis, eenen Groschen die Riesenportion“!

Irmi gehörte sonst auch zu der Kundschaft, wenn sie gerade mal irgendwo einen Groschen ergattert hatte, aber heute hatte sie anderes zu tun, heute ging sie zum Untergau, das erstemal in ihrem Leben.

Während sie die lange Straße mit dem grünen Rasenstreifen und den Platanen in der Mitte entlang lief, fühlte sie immer wieder von außen an ihre Rocktasche, in der es verheißungsvoll knisterte. Da war er, der Anmeldeschein für das Sommerlager der Jungmädels in Heidersdorf. Sie durfte wirklich mit. Schon in der nächsten Woche.

Auf der Straße fuhren die Straßenbahnen, die schweren Autobusse, Autos und Radfahrer in endlosem Zuge

vorbei. Auf dem Gehsteig drängten sich die Leute, ein Mann schimpfte, und ein Kind weinte. Irm sah gar nicht hin. Das war immer so, solange man denken konnte.

Aber nun kam etwas ganz Neues, etwas, das sie noch nie erlebt hatte, sie fuhr aufs Land. Irm dachte an den Wald. Er mußte sehr groß sein, viel größer als der Grunewald, und es mußten richtige Bäume mit Blättern darin stehen, nicht nur Kiefern. Auch Hirsche mußten dort sein mit riesigen Geweihen und Wildschweine mit langen Zähnen und ein großer Uhu mit grünen Augen, so wie der im Naturkundebuch. Es war ein bißchen unheimlich im Wald. Man würde niemals allein hineingehen, das war sicher. Aber mit den andern zusammen machte es natürlich Spaß.

Und Irm dachte an Wiesen. Sie mußten viel größer sein als die Liegewiese im Friedrichshain. Das Gras stand so hoch, daß man sich darin verstecken konnte, und sie waren bunt von Blumen, die niemals in den Schrebergärten wuchsen. Königskerzen, Tausendgüldenkraut — es waren Namen wie aus einem Märchenbuch, und man konnte gar nicht wissen, ob es diese Blumen überhaupt gab oder ob sie zu den Märchen gehörten.

Aber Felder gab es. Das war ganz sicher. Sie reichten, so weit man sehen konnte und gingen bis in den Himmel hinein. Natürlich nicht in Wirklichkeit, aber es sah so aus, und es war wunderschön, sich vorzustellen, daß man auf einem schmalen Weg durch die Felder laufen würde, immer weiter und weiter.

Vielleicht gab es auch einen See, man sollte doch den Badeanzug mitbringen, und dann...

„Hoppla, Kleine, kannst du nicht aufpassen?“ sagte da plötzlich eine Stimme, und Trm blieb erschrocken stehen.



Da wäre sie doch beinahe in einen Trog mit Mörtel hineingelaufen. Sie war also schon an dem großen Bauplatz, der gegenüber der Untergaudienststelle lag, und dort drüben, in dem grauen Haus, da war es. Man sah ja schon das Schild mit der HJ-Raute leuchten. Jetzt wurde es ernst mit dem Jungmädellager.

Noch einmal fühlte Trm nach ihrem Zettel. Doch, er war noch da. Mit einem Ende Bindfaden, einem abgebrochenen Rotstift und einem nicht mehr ganz einwandfreien Taschentuch kramte Trm ihn aus ihrer Tasche hervor. Da stand es schwarz auf weiß: „... und hast dich am Freitag, dem 18. 6., auf der Dienststelle des Untergaues zu melden.“

Trm stemmte sich gegen die schwere Haustür, die knarrend nachgab. Kühl und dunkel war es innen und sehr still. Man konnte beinahe ein bißchen Herzklopfen bekommen. Da war auch ein Pfeil, der die Treppe hinaufwies: „BDM.-Untergau“ und darunter, kleiner: „JM.-Untergau“. Da mußte sie also hin.

Die Untergauführerin hieß Kathrin. Das wußte Trm. Sie hatte sie auch einmal beim Untergauappell gesehen und dann beim Sportfest. Es waren immer viele Jungmädels um sie herum, die mit ihr redeten und lachten. Trm hatte das damals albern gefunden. Schließlich kannte man sie doch gar nicht, und bloß deshalb, weil sie Untergauführerin war...? Aber jetzt wäre es doch gut gewesen, wenn man sie gekannt hätte, oder wenn wenigstens Mutter zur Anmeldung mitgekommen wäre.

Oben war die Tür nur angelehnt. Trm kam auf einen Flur, in dem viele Jungmädels — Trm meinte, mindestens hundert — in einer langen Schlange warteten. Trm atmete auf. Die wollten gewiß auch ins Lager, und fast alle waren allein. Trm war jetzt sehr froh, daß Mutter gesagt hatte: „Zieh nur allein los!“ Wie hätte sie sich

sonst schämen müssen vor manchen, die viel kleiner waren als sie.

„Fahrt ihr auch nach Heidersdorf?“ fragte Trm zwei Mädels, die sich sehr angelegentlich mit einem braunen,



mit Fell überzogenen Tornister beschäftigten. Ob man so einen Tornister hier bekommen konnte? Das wäre eine feine Sache.

„Nein“, sagte die ältere der beiden, „ich fahre ins Sportzeltlager an die Ostsee, und Gerda fährt in die

Grenzmark. Aber da hinten ist Inge, die geht mit nach Heidersdorf."

Inge, die in einer Ecke des Flurs vor sich hin immer dieselbe kleine Melodie auf der Mundharmonika geblasen hatte, kam jetzt heran. „Nach Heidersdorf fährst du, da mußt du erst zu Kathrin. Sie sitzt vorn im letzten Zimmer. Du findest es leicht, es ist oben in der Tür eine Milchglascheibe. Das heißt, es war mal eine. Jetzt ist sie halb abgekratzt, und wenn du dich auf die Zehen stellst, kannst du erst mal durchgucken, ob Kathrin da ist.“

Damit schob sie Trm in die richtige Richtung. Das Zimmer war leicht zu finden, auch ohne die Milchglascheibe. Es stand ja groß „T.M.-Untergauführerin“ angeschrieben.

Trm klopfte und blieb dann etwas verlegen hart an der Tür stehen. Kathrin saß vor einem großen Schreibtisch und schrieb. Um sie herum lagen ganze Berge von Zetteln und Listen und sonstigen losen Blättern. Trm dachte, sie hätte noch nie in ihrem Leben soviel Papier auf einem Haufen gesehen. Sie würde da bestimmt im ganzen Leben nicht durchfinden. Aber eine Untergauführerin mußte das natürlich können.

Nun sah Kathrin auf. „Wart' einen Augenblick“, sagte sie, „setz dich mal da auf die Bank, bis ich fertig bin.“ Trm schob ein paar blaue und grüne Aktendeckel zur Seite und setzte sich neben ein kleines dickes Jungmädchel, das mit seiner Mutter gekommen war.

„Die ist sicher langweilig“, stellte Trm bei sich fest.

Damit war der Fall fürs erste erledigt, und man hatte Zeit, sich das Zimmer anzusehen, die Blumentöpfe am Fenster, den Geldblumenstrauß und das kleine Fohlen aus Ton, das auf dem Fuß der Schreibtischlampe stand, und schließlich die lustige Stoffgiraffe, die mit langen steifen Beinen vor dem Ofen angebunden war.

Ern hätte nie gedacht, daß es so etwas in einer Dienststelle geben könnte. Ob Kathrin wohl Tiere und Blumen sehr gern leiden mochte, oder ob es überall auf den Dienststellen so war?

Inzwischen war die Dicke näher gerückt. „Du“, sagte sie leise, „fährst du auch nach Heidersdorf?“ — Ern nickte nur. — „Ich auch. Bist du ganz allein hier?“ — „Natürlich“, sagt Ern stolz. — „Ich wollte auch allein gehen, aber Mutter hat solche Angst. Sie denkt immer, daß mir etwas passiert. Sie ist nur deshalb mitgekommen, damit Kathrin besonders auf mich aufpaßt.“

„Ach“, sagte Ern ein klein wenig von oben herab, „meine Mutter hat nie Angst.“ Wie gut es doch war, daß Mutter sie allein geschickt hatte! Die Dicke schwieg beinahe ehrfürchtig, und beide sahen nun wieder zu Kathrin hinüber.

Vor Kathrin stand jetzt ein ganz kleines Mädel. Es hatte zwei kurze braune Zöpfe, die steil nach beiden Seiten abstanden. „Ich möchte an die Ostsee, ins Zeltlager“, sagte es.

„Sieh mal an, der Stups!“ Kathrin war wohl ein bißchen erstaunt. „Sag mal, wie alt bist du denn eigent-

lich?“ — „Zehn! Ich habe auch schon Tuch und Knöpfen.“ — „Ja, Stups, da mußt du aber noch zwei Jahre warten. So kleine Leute können sie im Zeltlager gar nicht brauchen!“

„Nein?“ Stups war fassungslos. Dann fiel ihr etwas ein. „Aber“, es klang nicht mehr ganz so sicher, „ich werde schon bald elf — im nächsten März.“

Die Dicke fing an zu lichern, aber Trm stieß sie rasch in die Seite. Gemein, bei so etwas zu lachen!

Kathrin war auch ganz ernst und lachte kein bißchen. „Nein“, sagte sie, „mit dem Zeltlager, das geht nicht. Aber weißt du was? Komm mit uns nach Heidersdorf. Da wird es auch fein. Sollst mal sehen, was das für einen Spaß macht, wenn wir zusammen baden und auf Fahrt gehen und den Bauern helfen. Und einmal machen wir ein großes Dorffest, mit Lagerzirkus und so. Na, was meinst du?“

Stups knöpfte angelegentlich an ihrem Jungmädchelrock immer einen Knopf auf und dann wieder zu. Trm sah sogar, daß sie ein paarmal schnell schlucken mußte. „Aber mein Kochgeschirr“, fing sie noch einmal an, „es ist ganz neu, und dann brauche ich es ja gar nicht!“

„Das kann man immer brauchen, ist fein, daß du eins hast.“ — Kathrin hatte gar nichts von dem Schlucken gemerkt. Oder tat sie nur so? — „Nun geh mal ins Zimmer nebenan und laß dir von Margot einen Affen geben. Darfst dir auch den besten aussuchen.“

Stups machte kehrt. Da half wohl nichts. „Pech“,

dachte Trm, und dann schien ihr, man müßte Stups schnell etwas Nettes zeigen, damit sie wieder vergnügt würde.

„Du“, sagte sie und zog eine Grimasse, daß Stups lachen mußte, ob sie wollte oder nicht. „Such mal, was da ist!“ Damit zeigte sie auf die ulkige Giraffe am Ofen, die Stups vor lauter Eifer überhaupt noch nicht gesehen hatte.

„Uff“, sagte Stups nur, aber ihr Gesicht sah gleich ganz anders aus. Und dann: „Kathrin, ist das deine?“ — „Das ist unser Kettenhund, er bewacht den Untergau.“ — „Kettengiraffe“, stellte Stups sachlich richtig, „wie heißt sie?“ — „Sie hat keinen Namen.“ — „Dann müssen wir sie taufen, ja, Kathrin?“ — „Meinetwegen“, Kathrin lachte lustig auf, „aber draußen, wenn ich bitten darf!“ — „Ja, ja, natürlich draußen!“ Schon war Stups zur Tür hinaus.

Nun kam die Dicke mit ihrer Mutter an die Reihe. „Meine Elli darf sich aber bestimmt beim Sport nicht überanstrengen, und vom Schwimmen ist überhaupt keine Rede. Ich würde sie ja viel lieber bei mir behalten, aber der Arzt hat mir eine Badereise verordnet wegen des schwachen Herzens. Da kann ich sie doch nicht mitnehmen. Das Kind ist ja so schwächlich. Sie glauben gar nicht, Fräulein Untergauführerin, was ich oft für Sorgen mit Elli habe!“

Elli selbst war bei dieser langen Rede ganz rot geworden und zupfte die Mutter immerzu am Kleid. Trm ver-

stand das gut. Es war scheußlich, wenn man anders sein und anderes tun sollte als die übrigen.

„Ich bin doch gar nicht schwächlich“, sagte sie dazwischen, als die Mutter eine Pause machte. „Du hast still zu sein und nicht immer zu widersprechen.“ — Irm fand, jetzt wurde die Sache ungemütlich und schaute hinüber zu Kathrin, was die wohl dazu meinte.

Aber Kathrin sagte ganz ruhig: „Gehen Sie nur ins Zimmer gegenüber, da untersucht die Untergauärztin alle Mädels, die ins Lager fahren. Sie können sicher sein, daß wir genau aufpassen, wenn es nötig ist.“

„Ah, die Kinder werden untersucht?“ Ellis Mutter war sichtlich erleichtert. „Das beruhigt mich sehr. Entschuldigen Sie vielmals die Störung, Fräulein Untergauführerin, es ist ja nur, daß man wissen will, wie die Kinder aufgehoben sind. Schließlich hat man als Mutter doch die Verantwortung.“ Dann ging sie wirklich.

Und nun stand Irm ganz allein vor Kathrin. „Ich heiße Irmgard Wagner“, sagte sie und gab ihr die Hand. „Ich bringe meine Anmeldung für das Lager in Heidersdorf.“

„Schön“, sagte Kathrin, „du bist nun die einundachtzigste. Hundert Jungmädels kommen mit.“ Dann besah sie sich den Schein von vorn und hinten: „Sag mal, hast du den vielleicht im Müllkasten gehabt?“

Irm fand auf einmal auch, daß er nicht sehr gut aussah. Er war grau, eigentlich schon mehr schwärzlich und ziemlich zerknittert. Außerdem hatte der Rotstift ab-

gefärbt, und auf der Rückseite waren ein paar dunkle flebrige Flecken. Die kamen wohl von den Backpflaumen, die ihr die Kaufmannsfrau gestern abend geschenkt hatte. Aber im Müllkasten — so schlimm war es doch wirklich nicht!



„Nein“, sagte sie deshalb ganz vorwurfsvoll, „ich hatte ihn in der Tasche.“ — „Aha“, sagte Kathrin nur und machte dabei so lustige Augen, daß Trm denken mußte, sie sieht beinahe aus wie ein Jungmädel. „Und freust du dich auch schon?“ fragte Kathrin weiter.

„Gehr“, sagte Trm und schaute Kathrin gerade an.

Dabei dachte sie, daß manches anders geworden war in der letzten halben Stunde. Auf dem Weg noch hatte sie sich nur auf die Wälder und Wiesen, auf die Felder und auf den See gefreut. Jetzt aber freute sie sich auch auf Kathrin und Inge, auf Stups und ein bißchen sogar auf die dicke Elli.

Trm darf helfen

„Und nun gehst du gleich gegenüber zur Ärztin und läßt dich untersuchen“, sagte Kathrin zum Schluß. O weh, das durfte nicht kommen! Trm sah an sich herunter, wo dicht unter der Knopfleiste des blauen Rockes ein kleiner Wulst saß, der da eigentlich nicht hingehörte. Er fiel gar nicht auf, wenn man den Rock anhatte, aber...

„Na, was ist denn eigentlich los, hast du vielleicht Angst?“ Kathrins Stimme klang leicht ungeduldig. „N—nein“, drückte Trm heraus. Verspürt, wenn sie sich doch heute morgen beim Anziehen mehr Zeit genommen hätte! — „Kathrin, muß man sich beim Untersuchen ausziehen?“ — „Natürlich, denkst du, das geht in Rock und Bluse? Nun verschwind aber, fix!“

Ehe sie recht überlegt hatte, stand Trm draußen vor der Tür bei der langen Schlange der anderen Jungmädels. Etwa fünfzehn standen noch vor ihr — nein, jetzt waren es bloß noch zehn, denn gerade wurden wieder fünf zur Ärztin gerufen. Trm seufzte einmal ganz tief. Sie konnte

doch nicht zur Untersuchung gehen, sie konnte sich nicht ausziehen, aber Kathrin zu sagen, weshalb, das war erst recht unmöglich.

„Ja, Irm, wie siehst du denn aus? Darfst du vielleicht nicht mit?“ — Inge! Wie gut, daß sie noch da war. Vielleicht wußte sie Rat. Irm zog die andere in eine stille Ecke: „Du“, sagte sie, „du mußt mir jetzt helfen! Es ist etwas ganz Gräßliches. Heute morgen habe ich mich doch so beeilen müssen beim Anziehen, ich wäre sowieso beinahe zu spät zur Schule gekommen. Na, und natürlich riß da gerade das Gummiband von meiner Turnhose — ich hab’ die Turnhose unter, weil es doch so heiß ist. Da habe ich schnell ein Stück Strippe genommen und mir umgebunden. Man sah es fast gar nicht von außen. Aber wenn ich mich nun ausziehen soll...“

Inge wollte sich ausschütten vor Lachen. „Das Ding ist richtig! Darauf kommt so leicht auch kein anderer Mensch!“ — Irm wurde ernstlich ärgerlich: „Da stehst du nun und lachst! Sag’ mir lieber, was ich tun soll!“ — „Na ja doch!“ Inge schnuifte noch ein paarmal, dann überlegte sie: „Ist das Gummiband noch drinnen?“ — „Ja, aber eingerutscht!“ — „Dann ist es halb so schlimm“, meinte Inge. Sie habe eine Sicherheitsnadel, mit der man alles erstklassig in Ordnung bringen könnte.

„Aber wo denn nur? Hier sind doch überall Nädel!“ Irm sah sich hilflos um. — Inge zog plötzlich ihre Mundharmonika und blies eine langsame Melodie: „Kennst du das?“ — „Nein, aber was soll ich jetzt da-

mit?" — „Fern im Süd das schöne Spanien. Ein sehr schönes Lied“, sagte Inge todernst, „komm!“ Dabei zog sie Irm mit sich fort zu einem Ort, den man sonst nur allein aufzusuchen pflegt.

Dort wurde die Strippe abmontiert und das Gummiband kunstgerecht wieder eingezogen. „Schönen Dank“, sagte Irm, „nun kann mir keiner mehr.“ Am liebsten wäre es ihr gewesen, Inge hätte auch gleich etwas gehabt, bei dem man ihr helfen konnte. Es brauchte ja nicht gerade eine Strippe zu sein. Na, vielleicht später einmal.

Einträchtig gingen die beiden dann ins Untersuchungs-zimmer. Gerade stand die dicke Elli bei der Ärztin. „Vorsicht beim Sport, Baden verboten“, diktierte das Fräulein Doktor einem großen Mädels aus dem BDM., das vor einer Schreibmaschine saß. Also doch! Arme Elli! Nur Ellis Mutter nickte zufrieden vor sich hin.

Dann kam Irm an die Reihe. „Tauglich“, sagte die Ärztin, und dann: „Du bist wenigstens schön sauber, und die Haare hast du dir auch gewaschen, so ist's recht.“ Irm wurde sehr rot und warf einen schnellen Blick zu Inge hinüber. Aber die mußte wohl in der Zimmerecke etwas sehr Interessantes gesehen haben, jedenfalls schaute sie angestrengt dorthin.

Dem BDM.-Mädels an der Maschine mußte Irm dann ihren Namen und ihre Anschrift sagen und bekam einen Zettel, auf dem die Abfahrtszeit des Zuges stand: „Am 27. 6. um 16 Uhr vom Stettiner Bahnhof. Treffpunkt 15.30 Uhr am Stettiner Bahnhof.“

„Willst du einen Affen haben? Den mußt du dir bei der Verwaltung holen. Das Mädel heißt Margot und sitzt im Zimmer neben Kathrin. Weißt du nun mit allem Bescheid?“

„Klar!“ sagte Irm und gab dem großen B.D.M.-Mädel die Hand. Dann ging sie hinüber ins Verwaltungs-



zimmer, in dem die Affen zu einem hohen Berg übereinandergestapelt lagen. Eben hatte Stups nach langem Suchen seine Wahl getroffen. Es war wirklich ein Prachteremplar von einem Affen. Fast ganz neu und mit einem wunderschönen, hellbraunen Fell. „Den nehm’ ich“, sagte Stups entschieden.

Margot erklärte ihr dann, wie man seine Sachen kunstgerecht verpackte, wo die Schuhe hinkamen und wo

die Wäsche. „Kannst du auch deine Decke rollen?“ fragte sie zum Schluß. „Natürlich“, Stups war sehr sicher, „einfach immer rund herum wie eine Wurst.“

„Denkst du!“ Und nun zeigte Margot an einem großen Bogen Packpapier, wie man die Decke erst über Eck legte und dann einrollte, „auch von beiden Seiten, sonst sitzt sie niemals richtig.“

Aha, so ging das also. Margot war sicher schon sehr oft im Lager oder auf Fahrt gewesen, obwohl sie gar nicht aussah wie ein Mädel, sondern eher wie ein Fräulein. Sie hatte auch keine BDM.-Tracht an, sondern eine feine Bluse und einen breiten Reifen um den linken Arm.

Ern hatte bis jetzt auch nicht gewußt, wie man eine Decke rollt. Aber schließlich brauchte man den Leuten ja nicht alles immer auf die Nase zu binden. „Danke, ich weiß Bescheid, du brauchst mir gar nichts zu erklären“, sagte sie stolz, als Margot ihr den Affen einhändigte. Margot lachte nur: „Das glaube ich gern, du standest ja die ganze Zeit dabei, als ich Stups alles zeigte.“ Verflirt, nun wurde man schon wieder rot. Hier am Untergau hatten sie unbequem scharfe Augen. Vormachen konnte man ihnen wahrscheinlich überhaupt nichts. Aber im Grunde war das schon gut so und ganz in Ordnung.

Dann stand Ern wieder draußen auf dem dunklen Flur. Die lange Jungmädelschlange war jetzt verschwunden, aber immer war es noch wie in einem Taubenschlag. Jungmädel kamen und gingen, holten Affen oder bezahlten Lagerbeitrag. Manche meldeten sich auch erst an. Ein-

mal ging eine mit einer großen Aktentasche zu Kathrin. „Kurier vom Obergau“, sagte sie, als sie die Tür aufmachte. Was das wohl war? Und einmal kam eine mit einem riesigen Netz voll großer schwarzer Gummibälle und ging ins Verwaltungszimmer.

Irmi hätte längst nach Hause gehen können. Sie war hier sogar sehr überflüssig. Inge und Elli waren schon weg, auch Stups und all die andern. Aber sie saß immer noch auf dem einsamen Stuhl in der dunklen Ecke neben Kathrins Zimmer, wo sie niemandem im Wege war, und schaute und horchte. Manchmal verstand sie Worte oder halbe Sätze: NGB. — Lager — Kinder-Landverschickung — Großfahrt — Auslandsfahrt — Zeltlager — und dann immer wieder: Heidersdorf — Heidersdorf — Heidersdorf. Soviel Mühe machte also ein Jungmädellager. Soviel Arbeit hatten sie alle im Untergau und waren doch so vergnügt dabei. Manchmal hörte man sie drinnen lachen oder singen.

Irmi hätte sehr gern mitgearbeitet. Aber ein Jungmädchel konnte das wohl noch nicht. Eigentlich hatte sie die Elfi aus dem Nachbarhaus zum Spielen abholen wollen. Sie wollten mit dem Roller auf die Straße und nachher im Garten von Elfis Eltern Erdbeeren essen. Warum hatte sie nur dazu auf einmal gar keine Lust mehr? Kinder spielten, und große Leute arbeiteten, um Geld zu verdienen. Das war Irmi bis jetzt ganz selbstverständlich erschienen. Aber im Untergau arbeiteten sie anders. Warum? Damit die Jungmädchel ins Commerlager fahren

und ihren Spaß haben könnten? Oder war da noch etwas anderes? Eines von den Geheimnissen, die nur die großen Leute wissen, nach denen man immer fragen muß, ohne eine rechte Antwort zu bekommen? „Das Volk“, sagte der Lehrer, manchmal auch „der Führer“. Aber damit konnte man auch nicht viel anfangen. Trm hatte die Beine zu sich auf den Stuhl gezogen und die Arme darumgelegt. Auf ihrer Stirn stand eine scharfe senkrechte Falte, wie immer, wenn sie sehr nachdenklich war.

Auf einmal schrak sie hoch. Die Tür von Kathrins Zimmer war aufgegangen, und der Lichtschein traf ihr Gesicht so hell, daß sie blinzeln mußte. „Ach“, sagte Kathrin leicht erstaunt, „du bist noch hier? Hast du noch ein bißchen Zeit? Du könntest uns gut helfen!“ — „Helfen? Ich?“ Trm rutschte von ihrem Stuhl herunter und war wieder ganz in der Wirklichkeit. „Helfen“, hatte Kathrin gesagt. Das war ja wundervoll!

„Komm mal mit zu Margot, ihr könnt zusammen Matrizen abziehen.“ Trm hatte zwar keine Ahnung, was Matrizen waren und wie man das machte, aber sie lief doch eifrig hinter Kathrin ins Verwaltungszimmer. Sie würden ihr das schon zeigen.

Margot hatte zwei Bogen von einem halb durchsichtigen Papier in der Hand, die mit ihrem oberen Rand auf einen gelblichen Karton aufgeklebt waren. Auf den Bogen stand etwas mit der Schreibmaschine geschrieben. Man konnte es aber nicht lesen, weil die Buchstaben gar keine Farbe hatten. So einen Bogen nannte man Matrize.

„Du mußt der Kleinen aber irgendwas überziehen, sie macht sich sonst bestimmt schmutzig“, sagte Margot und spannte die Matrize über eine Rolle, die ein bißchen einer Wäscherolle ähnlich sah.

„Kleine!“ Trm war empört. Als ob sie im Kindergarten wäre! „Bäh“, wollte sie gerade machen und Margot die Zunge ausstrecken, als ihr zum Glück einfiel, daß sie auf dem Untergau und bei ihrer Untergauführerin war, wo sich so etwas ganz und gar nicht gehörte. Aber sie würde es Margot schon noch heimzahlen. Todsficher.

Kathrin hatte sich inzwischen suchend im Zimmer umgesehen und kam nun mit zwei Handtüchern, die sie so zusammenknotete, daß sie, eins vorne und eins hinten, lang an Trm herunterhingen. „Wir brauchen nur noch einen Gürtel oder so etwas Ähnliches.“ — „Ich habe Strippe“, sagte Trm. — „Schön“, Kathrin war sehr befriedigt, „du bist wirklich ein brauchbares Jungmädchel.“ Trm band die Strippe mit einer liebevollen Schleife fest. So ein abgerissenes Gummiband konnte doch ein Gegen sein!

Und dann ging die Arbeit los. Kathrin setzte sich an die Maschine und tippte einen großen Stoß von Briefumschlägen, während Margot weißes Papier in die „Wäscherolle“ einlegte, das hinten als fertiger Brief wieder herauskam. Es war die reinste Hexerei.

Trm sah sich die Briefe näher an. „Das sind ja Anmelde Scheine“, rief sie dann verwundert, „braucht ihr die denn noch?“ — „Für das zweite Lager in Heidersdorf“,

erklärte Margot. „Die Mäd'el kommen, wenn ihr wegfahrt.“ — „Fährst du auch mit“, wollte Trm noch wissen, aber Margot zog ein Gesicht: „Ich weiß nicht recht. Vielleicht besuche ich auch meine Tante in Hamburg. Schließlich will man ja auch mal ganz privat für sich sein. Oder, was meinst du, Trm, soll ich mitfahren?“

Trm musterte Margot von oben bis unten, die feine Bluse und den Armreifen, der ihr besonders mißfiel. Dann machte sie eine krause Nase: „Trm — ich würde an deiner Stelle möglichst bald fahren, im nächsten Jahr bist du bestimmt schon zu alt.“ So, das war die Rache für die „Kleine“.

Kathrin beugte sich mit einem Ruck tiefer über die Maschine, aber Margot lachte hellauf: „Du kannst so bleiben! Schönen Dank!“ Trm war enttäuscht. Margot ärgerte sich ja gar nicht! Aber im Grunde gefiel ihr das gut. Margot war doch wohl netter, als sie gedacht hatte — trotz des Armreifens.

Fast ein bißchen verlegen arbeitete Trm weiter. Man mußte aus dem großen Stapel der Anmelde Scheine die weißen Bogen aussuchen, die manchmal dazwischengerutscht waren, und auch solche, die nicht gut geraten waren. Man mußte dabei höllisch aufpassen und sehr fix sein, fand Trm.

Auf einmal tat sich die Tür auf, und eine Frau steckte den Kopf herein: „Wie is dat nu, de Frolleins wern doch woll bald fertig sind“, sagte sie. Kathrin sah auf: „Noch zehn Minuten, Frau Zielke, dann können Sie hier reine-

machen.“ — „Na ja“, Frau Zielke kam jetzt ganz ins Zimmer und lehnte ihren Besen fürs erste an die Wand. „Denn wer is mal erst Kaffee kochen, Durst habt ihr doch, wat, Kathrin? Und Kuchen hab is och jeholt!“ — „Ganz groß, Frau Zielke, schönen Dank!“ Kathrin strahlte und sah wieder gerade wie ein Jungmädel aus.

Als das Kaffeewasser im elektrischen Kocher summite, waren sie fertig, und nun kam etwas unbeschreiblich Schönes: Trm durfte ganz allein mit Kathrin, Margot und Frau Zielke Kaffee trinken und Erdbeerkuchen dazu essen. Gerade, als ob sie wirklich dazugehörte. Sie würde öfter zum Helfen kommen, auch nach dem Lager, soviel stand fest.

Als sie später mit Kathrin zusammen die lange Straße mit den Platanen entlang ging, fiel ihr auf einmal etwas ein. „Kathrin“, sagte sie unvermittelt, „wie ist das nun eigentlich mit dem Untergau?“ — „Was denn?“ fragte Kathrin zurück. — „Ich meine, mit dem Arbeiten.“ — „Wieso mit dem Arbeiten?“ — Ja, wie sollte man Kathrin erklären, was man sich vorhin ausgedacht hatte, als man in der dunklen Ecke saß neben ihrem Zimmer? — „Ich meinte nur so“, sagte Trm verlegen, und Kathrin sah sie groß an: „Du bist ja eine ulkige Marjell!“

Nun trottete Trm schweigend neben Kathrin her, bis sie sich am G-Bahnhof trennten. Kathrin gehörte also doch zu den Großen, die einen immer dann nicht begriffen, wenn es am nötigsten war, obwohl sie manchmal wie ein Jungmädel aussah. Schade!

In der S-Bahn aber, die durch die großen Häuserblocks und zahllosen Schrebergärten nach Norden ratterte, saß Kathrin und dachte an ein Paar fragende Jungmädelaugen, die sicher etwas sehr Wichtiges wissen wollten. Nur war es manchmal ganz unmöglich, ein Jungmädel zu verstehen, auch wenn man Untergauführerin war. Schade!

Drei finden nicht heim

Irmi guckte sich fast die Augen aus, als sie über den sonnenbeschienenen Platz am Stettiner Bahnhof ging. Wo die andern wohl waren, Inge und Stups und Kathrin, ja, die vor allem. „Sie werden wohl in der Halle sein“, dachte sie, aber gerade da sah sie an dem einen Seiteneingang eine weiße Bluse leuchten. Das war doch Stups! Schon rannte Irmi in weiten Sprüngen an dem Bahnhofsgebäude entlang.

„Irmi“, rief Stups begeistert, als sie heran war, und mühte sich vergeblich, eine Hand zur Begrüßung freizubekommen. In der einen hielt sie nämlich die bunte Giraffe aus dem Untergau, die zur Feier des Tages ein himmelblaues Halsband mit einer beinahe noch frischen Rosenknospe umbekommen hatte. An der anderen aber hing ein kleines, etwa vierjähriges Mädelchen, das aus Leibeskräften schrie und sich mit kohlschwarzen Händen immer wieder über die Augen fuhr, daß die Tränen helle Strei-

fen und Flecke in seinem verschmierten Gesicht bildeten. Neben Stups stand ein Junge in einer hellblauen Turnhose an der Deichsel eines Leiterwagens, in dem zwischen Kissen und Decken ein dickes Baby lag, das zur Gesellschaft tapfer mitschrie.



„Sie wollten mich durchaus an die Bahn bringen“, sagte Stups ratlos, „und nun sieh dir das an! Lieschen, Peterle, seid doch endlich still, ich komme doch wieder!“ — „Sind es deine Geschwister?“ fragte Jrm. Der Junge an der Deichsel sah sie verächtlich an: „Na, was denn

sonst!“ — „Gustav!“, Stups gab dem Bruder einen Knuff, „sei doch nicht so frech!“ — „Päh“, machte Gustav, und die beiden Kleinen heulten unentwegt weiter.

Ern stand dem ganzen Jammer ein wenig unsicher gegenüber. „Seid ihr ganz allein hier? Wo ist denn eure Mutter?“ — „Arbeiten“, sagte Stups, „sie geht in die Fabrik, weißt du? Die Kleinen sollten bei der Papken bleiben. Sie wohnt im Flur neben uns. Aber wir sind ausgerückt, als sie einkaufen ging. Sie müssen doch dabei sein, wenn ich zum erstenmal verreise. Aber ich dachte nicht, daß sie sich so aufführen würden. Und Gustav sagt auf einmal, er findet nicht mehr nach Hause. Ich weiß gar nicht, was ich machen soll!“

Ern kniete schon neben dem kleinen Lieschen und wischte mit ihrem Taschentuch über das flebrige Gesicht. „Hör zu“, sagte sie, „wenn du jetzt ganz still bist und überhaupt nicht mehr weinst, dann schenke ich dir Schokoladenplätzchen.“ Mißtrauisch sah Lieschen sie an: „Verkohlste mir doch nich?“ — „Bestimmt nicht, guck!“ Und sie zeigte eine verheißungsvolle blaue Tüte. „Aber du darfst überhaupt nicht mehr weinen, bis Stups weg ist.“

Lieschen wischte sich energisch mit der Faust über die Augen, und auch das Peterle im Leiterwagen war inzwischen still geworden. Stups war ein wenig erleichtert. „Nur weiß ich immer noch nicht, wie sie nach Hause kommen sollen!“ — „Ich frage Kathrin, sie bringt das bestimmt in Ordnung!“ Ern war schon unterwegs.

Am Haupteingang traf sie auf Frau Zielke. „Schnell,

schnell“, rief die, „Kathrin wird gleich zum Auftreten pfeifen!“ — „Frau Zielke“, sagte Irm ein bißchen atemlos, „ich muß zu Kathrin. Draußen steht Stups mit drei kleinen Geschwistern. Sie finden nicht wieder nach Hause. Kathrin muß uns helfen, Frau Zielke!“ — „Liebe Güte“, Frau Zielke schüttelte den Kopf, „ihr habt auch nichts als Quatsch im Kopf! Und deshalb zu Kathrin rennen! Als ob die jetzt nichts anderes zu tun hätte! Wo sind denn die Gören?“

Brummend ließ sie sich von Irm mit fortziehen. „Da hilft denn wohl nichts“, sagte sie, als sie Stups ganz niedergeschlagen mit hängendem Kopf stehen sah, „ich bring’ das Kropfzeug nach Hause. Da fahr’ du man ganz ruhig ab!“ — „Ganz bestimmt?“ Stups seufzte noch ein bißchen; es war doch furchtbar schwer, immer die Große und Vernünftige zu sein, wenn man selbst erst zehn Jahre alt war. — „Ehrenwort! Was die Zielken verspricht, das hält sie.“

Stups atmete ganz tief auf. „Ich bin so froh“, sagte sie und ließ es gern geschehen, daß Frau Zielke ohne weiteres das Peterle auf den Arm und Lieschen an die Hand nahm und Gustav mit dem Wagen zur Handgepäckaufgabe schickte: „Die werden da auch schon mal ’n Bollerwagen nehmen!“

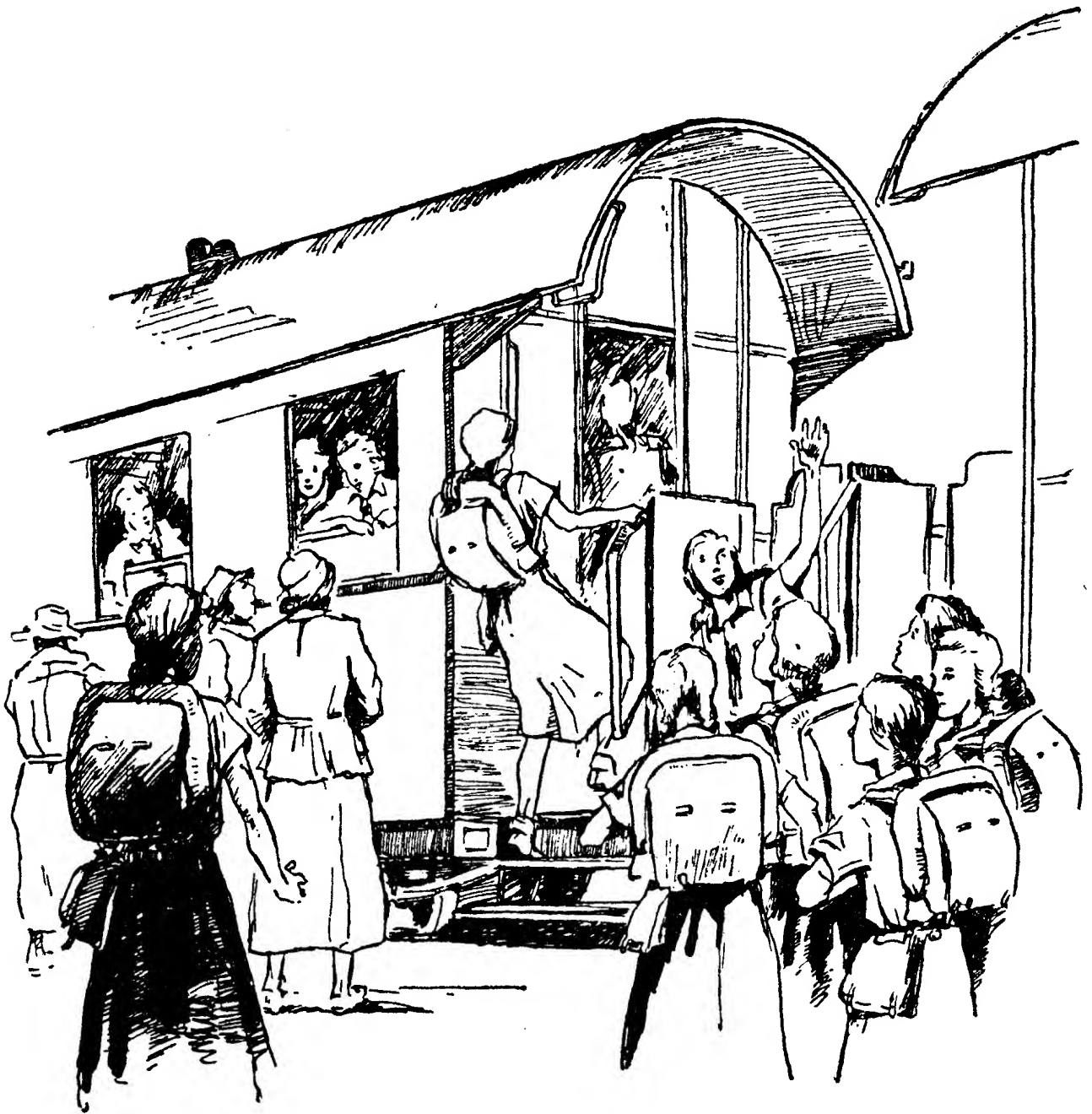
Als sie in die große Halle kamen, waren schon alle Mädels zu einem langen Zug angetreten. Irm und Stups stellten sich schnell hinten an. „Tempo, Tempo“, rief Kathrin. Dann sah sie Frau Zielke. „Wen haben Sie denn

da noch aufgefischt?“ Irm und Stups machten etwas ängstliche Gesichter. Ob Frau Zielke nun alles erzählen würde? Aber sie dachte gar nicht daran: „Kleine Geschwister von Stups, sie wollten die große Schwester abfahren sehen.“ Kathrin strich einmal leicht über Peterles blonden Wuschelkopf: „Dann winkt nur tüchtig, ihr beiden, ja?“ Schon war sie wieder weg.

Oben im Zug waren zwei Wagen ganz allein für die Heidersdorfer Jungmädels da. Irm und Stups kletterten in ein Abteil, aus dem sie Inge schon hatten winken sehen. Kathrin ging noch einmal am Zug entlang: „Daß ihr mir keine Köpfe und Arme aus dem Fenster steckt und die Türen zuläßt!“ Irm mußte lachen. Was dachte Kathrin nur von ihnen! Sie reichte ihre blaue Tüte mit Schokoladenplätzchen Frau Zielke durchs Fenster: „Für die Kleinen! Aber aufpassen, daß Gustav nicht alle allein aufißt!“ Dann ruckte der Zug an, und alle winkten mit den Taschentüchern, die Jungmädels im Zug und die vielen Mütter auf dem Bahnsteig. „Es sieht aus wie ein großer Schwarm von weißen Vögeln“, fand Irm. Bei Lieschen kollerten nun doch wieder die Tränen, aber das Peterle krächte vergnügt, und Gustav trabte, so weit es ging, neben dem Zug her: „Komm’ nur ja nicht so bald wieder, du olle Ziege!“

„Uff“, sagte Stups, als der Zug die Halle verlassen hatte, und warf ihren Affen mit einem Schwung ins Gepäck, „hoffentlich vergißt Gustav nicht, den Wohnungsschlüssel für Mutter unter die Fußmatte zu legen. — Na,

meinetwegen, ich bin jetzt weg." Dabei zupfte sie sorglich der Untergau-Giraffe das verschobene Halsband zurecht: „Kathrin hat gesagt, ich darf sie mitnehmen ins Lager.



Sie hat jetzt auch einen Namen. Sie heißt ‚Nurmi‘, weil sie doch so lange Beine hat und sicher sehr gut laufen kann.“ Noch einmal atmete Stups tief auf. Dann waren die Sorgen der großen Schwester endgültig vergessen, da war nur noch das Jungmädchel Stups, das ins Lager fuhr.

Inge tauschte ihren Platz mit einem Mädel mit hellen Haaren und Sommersprossen, das sie beide nicht kannten. „Ich weiß etwas, etwas ganz Erstklassiges“, sagte sie dann. „Wir nehmen einen Hund mit ins Lager. Er gehört Kathrin. Er heißt Strolch. Ich weiß nicht was es eigentlich für eine Sorte ist, aber er ist groß und sicher mächtig stark. Aber Kathrin sagt, er tut uns nichts. Er hatte einen Maulkorb, jetzt auf dem Bahnsteig. Das mag er aber bestimmt nicht gern, denn er ließ die Ohren hängen und hatte den Schwanz eingeklemmt.“ — „Ein Hund?“ Irm strahlte. „Das ist das Allerschönste vom ganzen Lager“, sagte sie überzeugt. „Ob Kathrin wohl erlaubt, daß man ihm etwas zu fressen gibt, und ob man mit ihm spielen darf? Mein Onkel Helmut hat auch einen Hund, aber man darf sich überhaupt nicht mit ihm abgeben. Er sagt, das verdirbt den Charakter. Ob Kathrin sich mit ihrem auch so anstellt?“

„Sicher nicht“, meinte Inge, „sonst hätte sie ihn doch nicht mitgebracht.“ — „hm“ — das leuchtete ein. Mehr war auch über einen Hund nicht zu sagen, den man noch gar nicht kannte. Inge blinzelte mit den Augen und gähnte. „Es ist heiß“, sagte sie.

Das stimmte zwar, aber Irm fand, daß es sich nicht lohnte, darauf zu antworten. Inge zog ihre Mundharmonika aus der Tasche und fing leise zu spielen an: das Lied von dem Weiblein, das Nüsse schütteln ging, von den Sperlingsjungen, vom Bäumlein, das nicht zu steigen war, und viele andere. Stups hatte sich in seiner

Ette zusammengerollt und schlief mit offenem Munde. Die andern vier spielten: „Ich sehe was, was du nicht siehst“, aber Trm hatte keine Lust, mitzutun.

Sie merkte auf einmal, daß sie sehr müde war. Vor dem Fenster flogen Telegrafentangen vorbei, ein Stückchen Wald, ein Bahnwärterhaus. Und immer das gleiche grüne flache Land mit Anallsonne darüber. Innen klappte der Riemen von Inges Tornister in gleichmäßigen Abständen gegen das Gepäcknetz. Aber auf einmal war es gar nicht mehr der Riemen, sondern die Ruder eines Bootes auf einem weiten See. Wie es glitzerte, wenn die Tropfen von den Rudern fielen!

Trm fuhr hoch. Sie durfte doch nicht einschlafen, hier auf ihrer ersten Reise! Sie richtete sich auf und schaute wieder aus dem Fenster. Es war immer noch das gleiche. „Terem — tem — tem! Terem — tem — tem!“ rollten die Räder. Trm verstand ganz deutlich: „Nach Heidersdorf, nach Heidersdorf, nach Heidersdorf.“ Ob wohl — alle Züge — so sagten? Dann schlief Trm wirklich...

Sie wachte erst auf, als jemand sie an den Schultern rüttelte und rief: „Aufwachen, du Murmeltier, wir sind gleich da!“ Verschlafen sah sie sich um. Die andern kramten eifrig an ihren Affen herum, und Stups stand schon fix und fertig, die Giraffe Nirmi unter dem Arm.

Gauchend hielt der Zug vor einem kleinen Stationsgebäude. „Heidersdorf“ stand auf dem weißen Schild in der Mitte des Bahnsteiges. Man konnte also herausklettern und sich erst einmal richtig dehnen und strecken. Kathrin

stand schon draußen. Bei ihr war der Hund Strolch, der nun keinen Maulkorb mehr brauchte und vor Freude immerzu seinen eigenen Schwanz zu fangen versuchte. Kathrin pfiff zweimal auf ihrer Trillerpfeife: „Daß ihr mir tadellose Dreierreihen macht und ordentlich singt, sonst lachen die Bauern gleich am ersten Tage die Berliner Jungmädels aus.“

Natürlich, Zusammennehmen war Ehrensache. Erst ging es ein Stückchen die Landstraße entlang, dann kamen Höfe, der Dorfteich, die Schule und die Kirche. Ganz am anderen Ende lag die Jugendherberge. Man mußte einen Feldweg gehen, so schmal, daß die Dreierreihen keinen Platz mehr hatten.

Da waren sie nun, die Felder, die bis in den Himmel reichten. Sie rochen nach frischem Brot, wenn der Wind darüberstrich. Und hinter der Jugendherberge kam der Wald. Feiner Nebel lag zwischen seinen Stämmen. Man würde hineingehen, man würde sogar darin spielen können. Man würde Hasen und Rehe und vielleicht sogar einen Hirsch sehen. So lange hatte man sich darauf gefreut, nun war alles wirklich da, und es würde den Berliner Jungmädels gehören — drei lange Wochen.

Neue Bekannte

Das erste, was Irm am nächsten Morgen hörte, waren die Klänge einer Ziehharmonika. Das war doch: „Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit...“ Wer spielte da

bloß, und wo war sie eigentlich? Verschlafen machte sie die Augen auf, und ihr erster Blick fiel auf das große Fenster am Fußende des Bettes. Sie sah grüne Zweige und Blätter und darüber ein Stück blizblauen Himmel.



Heidersdorf! Jungmädellager! Jetzt wußte sie alles wieder! So mächtig kam die große Freude über sie, daß sie ihr Herz klopfen fühlte.

Mit einem Satz sprang sie aus dem Bett und lief ans Fenster. Unten ging Kathrin an dem langen Hause ent-

lang. Sie hatte ihr Turnzeug an, und die blanken Knöpfe ihrer Ziehharmonika glänzten in der Sonne. Strolch sprang in weiten Sätzen um sie herum; er freute sich auch, das merkte man deutlich.

„In fünf Minuten zum Frühsport antreten!“ rief Kathrin zum Fenster hinauf. Da mußte man sich ja beeilen! Wie der Wind fuhr Irm in ihr Turnzeug. Die andern hatten es genau so eilig, zu langen Morgenbegrüßungen war jetzt keine Zeit. Nur Stups gab ihr im Vorbeilaufen einen freundschaftlichen Puff: „Freust du dich auch so?“

Dann kam der Morgenlauf über die saumasse Wiese, durch einen Stacheldrahtzaun in den Wald hinein, über Baumstämme und durch Gebüsch. Überall zwitscherten die Vögel, fern rief ein Auckuck, und über allem lag der Sonnenschein viel heller und strahlender als in Berlin. War das schön in Heidersdorf! Irm hätte immerzu schreien mögen. Aber das tat man natürlich nicht.

Nach einer Viertelstunde standen sie wieder vor der Jugendherberge. „Um halb neun Uhr gibt es Frühstück“, sagte Kathrin. „Bis dahin müßt ihr gewaschen und angezogen sein und eure Betten gemacht haben.“

Oh, bis dahin war noch viel Zeit. Während die anderen lachend und schwatzend zum Waschraum drängten, stieg Irm noch einmal hinauf zum Schlaßaal. Man konnte sehr gut auch zuerst sein Bett bauen, es war sogar viel besser, als wenn nachher oben alles durcheinanderlief.

Sie schüttelte ihre Decke aus und legte den Schlafsack in schöne Falten.

Dann sah sie auf der Fensterbank Inges Mundharmonika. Vorsichtig setzte sie das kleine Instrument an die Lippen: „Und die Morgenfrühe . . .“ versuchte sie. Aber die richtigen Töne wollten nicht kommen. Na, schadet auch nichts. „Nun ist gefallen das Tor der Nacht, vor der Freude, der Freude, da ist es zersprungen“, sang Irm, als sie in großen Sprüngen die Treppe hinunterlief.

Unten im Waschraum war große Aufregung. Kathrin war dagewesen, und sie war alles andere als begeistert von der Wascherei der Jungmädels. „Elli hatte ihr Turnzeug anbehalten, sie sagte, sie friert sonst“, erzählte Inge. „Aber da hättest du Kathrin sehen sollen. Wir wären hier im Jungmädellager und nicht im Ferkelstall. Es wäre noch lange kein Waschen, wenn bloß Gesicht, Hals und Hände drankämen. Man müßte die Hände bürsten und die Füße waschen und die Ohren von innen und außen. Sie sieht nachher alle Ohren und Hände und Füße nach, hat sie gesagt.“

„Alles Angabe“, maulte Elli, „Führerinnen geben immer an.“ — „Wieso Angabe“, sagte Irm und rieb sich mit dem rauen Waschlappen, bis sie krebsrot wurde. Es wäre doch schrecklich gewesen, wenn man auch unter die „Ferkel“ gehört hätte. Aber Elli brummte weiter: „Ich möchte wissen, ob Kathrin sich immer wäscht. Heute war sie bestimmt noch nicht hier, und wie es gestern abend war, kann man auch nicht wissen, weil sie als letzte schlafen ging.“

Trm schüttelte den Kopf: „Kathrin gibt nicht an, kannst dich drauf verlassen“, sagte sie überzeugt. Aber sie mußte doch lachen, als aus der Ecke am Fenster der Vorschlag kam, Kathrins Waschzeug wegzunehmen und zu verstecken. „Es hängt hier am dritten Haken. Da kann sie sich heute morgen gar nicht waschen. Beim Frühstück fragen wir sie dann, und wenn sie ja sagt, dann wissen wir, wie das mit den Führerinnen ist, und daß sie doch angeben.“ — „Toll“, sagte Stups, und Elli versteckte das Waschzeug fürs erste in ihrer Trainingshose.

Erwartungsvoll und ungewöhnlich still saßen schon alle um den langen Tisch im Tagesraum, als Liese und der Rüchendienst die dampfende Milchsuppe auf den Tisch stellten. Liese war auch im BDM. Sie hatte sogar einmal eine Jungmädelsgruppe geführt. Aber nun war sie hier und half der Herbergsmutter. Man nannte das „Weibliches Pflichtjahr“, und Liese hatte gesagt, es gefiele ihr so gut in Heidersdorf, daß sie am liebsten gar nicht mehr fort wollte. Man würde sich bestimmt sehr gut mit ihr vertragen.

Dann kam Kathrin. Im Sprechchor klang es ihr entgegen: „Hast — du — dich — heute — gewaschen?“ — Kathrin machte zuerst ein verblüfftes Gesicht. Dann aber lachte sie laut auf: „Es war ziemlich mäßig heute morgen. Ich konnte nämlich mein Waschzeug nicht finden. Habt ihr vielleicht...?“

„Da ist es!“ quietschte Elli los, und unter allgemeinem Indianergeheul konnte Kathrin nur noch sagen:

„Ihr seid ja eine schlimme Räuberbande!“ — Sie konnte ja nicht ahnen, was für eine wichtige Probe sie eben bestanden hatte, und daß die Jungmädels von nun an ihrer Untergangsführerin alles aufs Wort glauben würden, was sie auch sagte. Aber die Jungmädels wußten es, und das war sehr schön für sie...

Irm konnte kaum erwarten, bis das Frühstück zu Ende war. Was würde dann kommen? „Wir entdecken Heidersdorf“, stand auf dem Lagerplan, der in der Diele neben dem großen Kamin hing. Das würde bestimmt sehr lustig werden, wenn man auch zunächst nicht recht wußte, wie man das anfangen sollte.

Später erklärte Kathrin genau, wie sie es meinte. Die Jungmädels sollten sich, einzeln oder zu kleinen Gruppen, im Dorf nach allem erkundigen, was es da zu sehen und zu hören gab: nach der Geschichte des Dorfes, nach den Bauern und ihrer Arbeit, nach Sagen und Märchen der Umgebung. Vielleicht gab es auch irgendwo ein besonders schönes Bauernhaus, einen alten Brunnen oder ähnliches. Sie sollten nur immer tüchtig fragen und die Augen aufmachen. Den ganzen Vormittag hätten sie Zeit.

„Au fein!“ Inge war hell begeistert. „Ich gehe aufs Gut, die Herbergsmutter sagt, es war früher ein altes Rittereschloß. Vielleicht gibt es da einen unterirdischen Gang oder so etwas. Kommst du mit?“ — Aber Irm fand es verdienstvoller, allein loszuziehen. Schließlich konnte doch immer nur eine fragen, und für Dabeistehen war sie nicht.

Sie schwenkte also gleich rechts von der breiten Dorfstraße in einen kleinen Fahrweg ein, der zu einem einzeln stehenden Bauernhof, zwei kleinen Katen und danach hinaus ins freie Feld führte. Hierher kam bestimmt keine von den anderen.

In dem Grasgarten des Bauernhauses hängte eine junge Frau Wäsche auf. Irm grüßte hinüber, und die junge Frau lachte freundlich zurück. „Du bist wohl auch eine von den Berliner Jungmädeln aus der Herberge“, meinte sie, und als Irm nickte, wollte sie wissen, ob es ihnen denn hier wirklich gefalle, wo sie doch aus dem großen Berlin kämen mit den himmelhohen Häusern, den elektrischen Bahnen und den vielen Autos. Sie wollte noch viel mehr wissen, und Irm mußte immerzu erzählen: vom Potsdamer Platz mit seinen Lichtreklamen, die so hell sind, daß man auf der Straße lesen kann und vor lauter Licht am Himmel die Sterne nicht mehr sieht. Vom Gleisdreieck, auf dem so viel Eisenbahnschienen zusammenlaufen, daß man sie gar nicht mehr zählen kann, und vom Alexanderplatz, auf dem fünf Bahnen übereinanderfahren.

„Es ist doch noch was los in Berlin“, sagte die Frau seufzend und schlug ein Bettläken aus, daß die Tropfen sprühten. „Ich möchte auch dort wohnen und nicht hier am Ende der Welt.“

Irm machte erstaunte Augen. Sie hatte nie gedacht, daß die E-Bahnen und Hochhäuser etwas Besonderes wären. Sie waren sogar langweilig, vor allem die

U-Bahnen, in denen man immer durchs Dunkle fuhr. Die Reklameverse von „Bullrich-Salz“ und „Oleo-Casso“ konnte man bald auswendig, und weiter gab es dort nichts zu sehen. In Heidersdorf war es viel lustiger.

Trm sagte das der Frau auch, aber die schüttelte den Kopf. „Liebe Zeit, das sagst du, weil dir alles neu ist. Aber du sollst mal sehen, in drei oder vier Jahren verkaufen mein Mann und ich diese traurige Klitsche hier, und dann ziehen wir nach Berlin. Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir.“

„Noch besser?“ dachte Trm und sah auf den kleinen Jungen, der sich in der Nähe des Waschkorbes mit einem struppigen braunen Hund im Grase herumwälzte. Sie spürte, daß da etwas nicht stimmte, und die junge Frau gefiel ihr gar nicht. Aber sie war nur ein Jungmädchel. Was konnte man einem großen Menschen schon sagen. Sie war sehr froh, als die Frau ihren Wäschekorb nahm und ins Haus ging: „Meine Suppe brennt sonst an. Na, amüsiert euch schön in Heidersdorf.“

Trm ging mit gesenktem Kopf weiter. Da hatte sie nun nach dem Dorfe fragen wollen, und statt dessen hatte sie von Berlin erzählt. Fast unbewußt nahm sie eine Gerte vom Wegrand auf und schlug damit durch die Luft, daß es pff. Es war so häßlich, was die Frau gesagt hatte, oh, so häßlich!

Sie achtete kaum auf den Weg, so daß sie erschrocken zusammenfuhr, als sie unversehens in eine schnatternde Gänseherde geriet. Zischend fuhr der Ganser auf sie los.

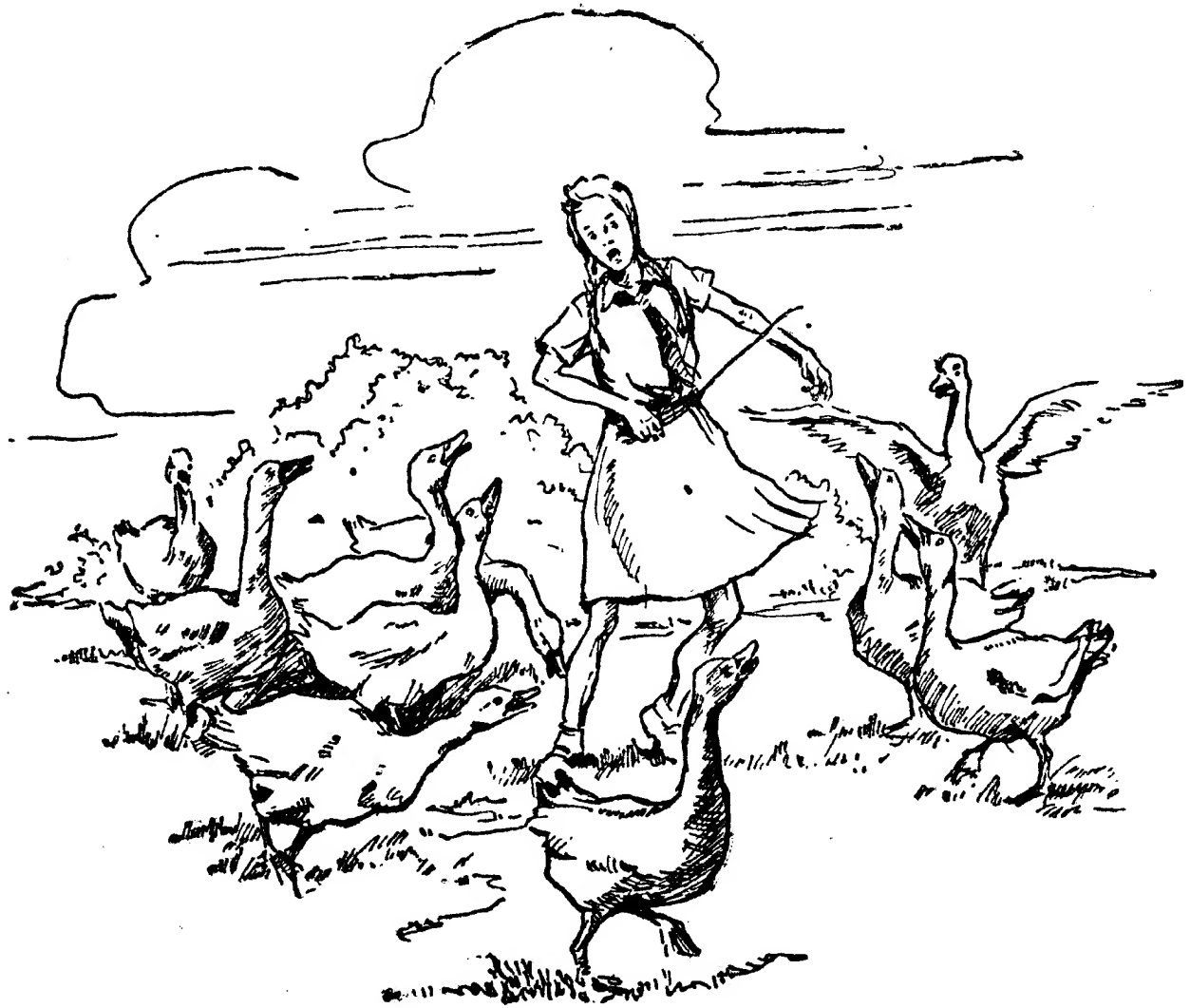
„Weg da!“ schrie Trm energisch und zog dem Ganter eins über, daß er kreischend und flügelschlagend das Weite suchte. Hinter dem großen Weidenbusch lachte etwas. Dann tauchte ein Jungenskopf mit einem zerzausten blonden Schopf zwischen den Zweigen auf. „Angst hast du ja gar nicht, bist forscher als unsre Dorfdeerns!“ Damit kroch er ganz vor und stand nun barfuß und braunverbrannt vor Trm.

„Vor einem Ganter? — Nö! — Da muß schon was anderes kommen.“ Trm fand, es schadete nichts, wenn man sich Jungs gegenüber ein bißchen ins rechte Licht setzte. Die Wirkung zeigte sich auch sofort. Der Junge war durchaus geneigt zu weiteren Gesprächen. „Ich bin Gänseaugusts Karli“, sagte er, „wie heißt du, und was tust du hier?“

Trm erzählte von den Jungmädeln und der Entdeckungsfahrt ins Dorf. Ob der Karli vielleicht etwas wußte? Eine lustige Geschichte oder dergleichen? Karli dachte einen Augenblick nach und spuckte in weitem Bogen aus. Dann sagte er: „Wenn Schulzen-Emil am Sonnabend aus dem Krug kommt, ist er immer blau. Er läuft dann Zickzack über die Straße. Mal stößt er an einen Telegrafenmast und mal an einen Gartenzaun. Dann bleibt er allemal stehen, sieht sich ganz dumm um und sagt: ‚Oha, oha, immer mit die Ruhe. Junge Pferde kosten Geld.‘ Wir stolpern dann immer im Zickzack hinter ihm her und schreien: ‚Oha, oha, immer mit die Ruhe!‘ Dann dreht er sich um und schmeißt Steine.“

Aber er trifft nie, weil er zu duhn zum Zielen ist. Das ist lustig."

Irm schüttelte den Kopf. Mit Karlis Geschichten war wohl nichts anzufangen. So lenkte sie ab. „Wer wohnt in den beiden kleinen Häusern dort?“ — „In dem rechts



wohnen wir und in dem links die alte Besenbindersche. Aber die ist „lütitü“ — er tippte sich gegen seine Stirn. „Sie erzählt jedem Menschen von ihrem Hannes und daß morgen der Postbote einen Brief von ihm bringt. Dabei ist der Hannes schon seit fünfundzwanzig Jahren in der Stadt und hat noch nie geschrieben. Da geh nur hin, über sie kann man auch lachen.“

„Danke“, sagte Trm. Sie wollte den Karli nicht beleidigen, und sie wollte auch nicht dorthin zurück, wo die Frau mit der Wäsche war. Aber um das Haus der Besenbinderschen würde sie einen großen Bogen machen, das war klar.

Doch als sie in die Nähe kam, richtete sich dort hinter der Gartentür eine graue Gestalt auf: „He, lüft Dirn, komm doch fix mal her!“ Trm sah sich um. Es war niemand weiter in der Nähe, also war sie gemeint. Etwas zögernd ging sie näher. Das war sicher die Besenbindersche. Trm mochte nichts zu tun haben mit Leuten, die nicht ganz richtig waren. Sie waren unheimlich.

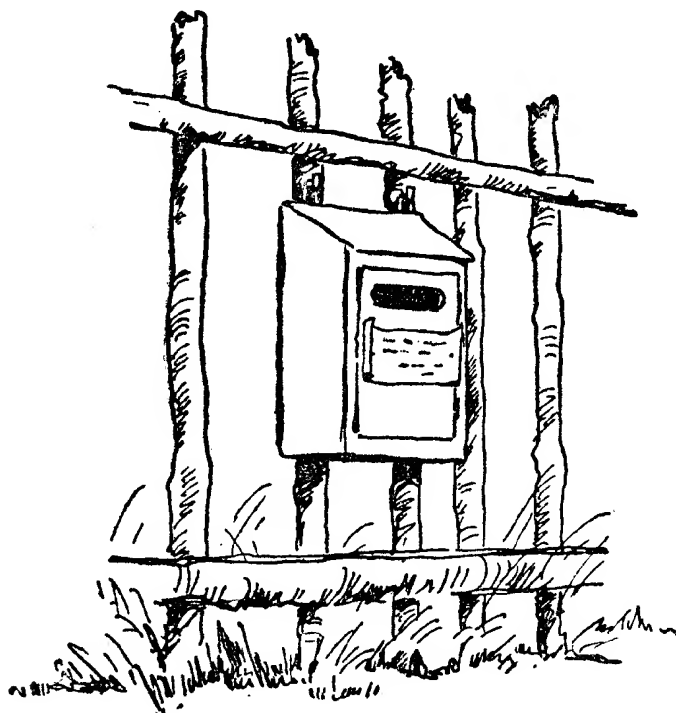
„Kannst du schreiben?“ sagte die alte Frau. „Ja.“ Trm war erstaunt. Gab es Leute, die das nicht konnten? — „Dann schreib mir mal was auf. Ich hab’ den ollen Schulkrum längst vergessen.“ Dabei lachte sie ein bißchen, und Trm fand, daß sie gute Augen hatte und gar nicht unheimlich war. Vielleicht war sie doch nicht die Besenbindersche.

„Sieh mal“, sagte die Frau und zeigte auf den hölzernen Briefkasten am Gartenzaun, dessen Tür weit offen stand, „da drinnen sitzt ein Spazepaar. Sie wollen brüten. Sind ja nur Spazep, aber wenn sie nun mal hier sein wollen, können sie bleiben.“ Trm sah der alten Frau aufmerksam ins Gesicht. Was würde nun kommen?

„Du sollst mir einen Zettel schreiben, damit der Postbote den Brief von meinem Hannes morgen nicht in den Briefkasten wirft und die Vögel stört.“ — Also doch die

Besenbindersche! Trm war so erschrocken, daß sie am liebsten weggelaufen wäre. Aber dazu war es nun zu spät. „Schreibt denn der Hannes?“ fragte sie, nur um etwas zu sagen.

„Ja“, sagte die Alte geheimnisvoll, „morgen. Er kommt zurück. Die Erde will es so. Der Herr hat ihr große Gewalt gegeben. Wer aber ihren Willen verachtet, der wird verdammt werden in Kindern und Kindes-“



kindern, so spricht der Herr. Aber der Hannes kommt zurück.“ Trm schluckte. Warum war sie nicht mit Inge aufs Gut gegangen? Aber nun mußte man fertigmachen, was man angefangen hatte. „Was soll ich schreiben?“ fragte sie, und ihre eigene Stimme kam ihr fremd vor.

„Ja so“, die Alte strich über ihre Stirn, als ob sie sich besinnen möchte. „Hab’ ich dich erschreckt, lüff Dirn? Die alte Besenbindersche weiß manchmal nicht mehr, was sie redet. Mußt das nicht so ernst nehmen, lüff Dirn!“ Da-

bei hatte sie wieder die gleichen guten Augen wie vorhin, als sie von den Vögeln sprach.

„Hier hast du Papier und einen Bleistift. Nun schreib: ‚Herr Briefträger! Im Kasten sind junge Vögel. Sie dürfen den Brief nicht einwerfen.‘“ Trm bemühte sich, so schön und gleichmäßig wie möglich zu schreiben. „Ist gut“, sagte die Alte, „nun schenk’ ich dir auch was.“ Damit humpelte sie in den Garten und kam bald mit einem Sträußchen Lavendel zurück. „Da“, sagte sie, „das gib deiner Mutter, sie soll es in den Wäscheschrank legen. Dann riecht es das ganze Jahr nach Sommer.“

Trm dankte mit einem artigen Knicks. Die Besenbindersche war wirklich nicht so schlimm, aber Trm war doch froh, als sie zurück auf die breite Dorfstraße kam, wo Menschen waren. Nur daß Gänseaugusts Karli über die Besenbindersche lachen konnte, das verstand sie nicht.

Am Nachmittag erzählten alle von ihrer Entdeckungsfahrt. Die meisten waren mächtig stolz auf ihre Abenteuer, und besonders Inge tat sehr geheimnisvoll. Sie habe etwas ganz Erstklassiges, aber was es sei, werde nicht verraten. Kathrin habe gesagt, das müsse für einen Heimabend bleiben.

Als Trm an die Reihe kam, sagte sie: „Es ist eigentlich nichts Rechtes, und zur Geschichte des Dorfes gehört es auch nicht, aber ich will es doch erzählen.“ Dann sprach sie von der Besenbinderschen und der Frau mit dem Wäschekorb.

Als sie fertig war, nickte Liese ihr zu: „Das hat schon dazugehört“, sagte sie, „man muß es wissen, daß auf den Dörfern auch nicht alles ist, wie es sein soll. Daß da noch viele sind, die meinen, nur in der Stadt könne man weiterkommen. Vielleicht ist es gut, daß wir Mädels aus der Stadt jetzt zum Helfen aufs Land kommen. Nicht nur, weil die Arbeit getan werden muß, sondern damit sie auf dem Lande merken, daß wir Mädels vom Pflichtjahr oder Landdienst oder Arbeitsdienst diese Arbeit gern tun und schön finden. Ich bin sehr froh, daß ich auch dabeisein darf.“

Liese sah bei diesen Worten sehr stolz und fröhlich aus, und Trm dachte: „Später, wenn ich aus der Schule bin, gehe ich auch zum Arbeiten aufs Land. Etwas Besseres kann es gar nicht geben.“

Die Heidersdorfer Gespenster

Der Tag war schwül gewesen. Gegen Abend waren Wolken aufgetaucht und mit dicken weißleuchtenden Köpfen immer höher am Himmel heraufgezogen. Trm dachte, so müßten Eisberge aussehen oder große Gletscher.

„Es gibt ein Gewitter“, sagte die Herbergsmutter und wischte sich über die Stirn, als sie mit einem schweren Holzkorb aus dem Schuppen kam. — „Es gibt ein Gewitter“, sagte auch Kathrin, als sie nach dem Abendessen zum Gingen auf der Wiese vor dem Hause zusammen-

kamen. „Wir müssen die Sportgeräte aus der Seehütte holen. Sie können dort nicht liegenbleiben, wenn es regnet. Das Dach hat große Löcher.“

„Ich gehe“, sagte Liese sofort und stand auf. Sie war immer mit dabei, wenn die Jungmädels sangen. Kathrin nickte. „Danke“, sagte sie. „Nimm dir aber jemand zum Helfen mit!“ — Liese schaute einen Augenblick suchend über die hundert Jungmädels, die da auf dem Boden zu ihren Füßen saßen. „Irm“, sagte sie dann, „kommst du mit?“

Ein wenig langsamer als gewöhnlich krabbelte Irm in die Höhe. Sie sah bedenklich auf die dunkle Wolkenwand, aus der von Zeit zu Zeit ein fahler Schein aufleuchtete. Wenn man genau hinhörte, konnte man auch schon ein ganz fernes Grollen hören. Wenn nun das Gewitter sehr schnell herankam, und sie waren noch im Wald? Aber zeigen, daß man Angst hatte — nein, das kam nicht in Frage. „Natürlich, sehr gern“, sagte sie ein wenig zu laut und stieg über die Köpfe der andern weg zu Liese hinüber.

Dann gingen sie eng nebeneinander den kleinen Weg über das sumpfige Wiesenstück, das die Jugendherberge vom Wald trennte. Nun würde sie also den Wald im Dunkeln sehen! Irm horchte hellwach in die Dämmerung. „Liese“, sagte sie dann, „in Schulaufsätzen schreibt man manchmal großen Blödsinn, findest du nicht?“ Liese lachte: „Soll wohl vorkommen. Aber warum sagst du das jetzt?“ — „hm.“ Irm überlegte einen Augenblick. „Wir mußten mal einen Aufsatz schreiben. Er hieß: Die

Nacht. Ich habe angefangen: „Tiefe Stille liegt über der nächtlichen Natur.“ Der Satz hat mir damals sehr gut gefallen. Aber es ist doch gar nicht wahr. Horch doch nur! Merkst du etwas von tiefer Stille?“

„Das können nur Leute schreiben und schön finden, die nachts nie draußen waren“, sagte Liese. „Man hört immer etwas. Grillen oder Frösche oder Unken oder irgendwelches andere Viehzeug. Wenn man genau hinzuhört, kann man sogar verstehen, was sie sagen. Hör mal die Frösche!“

„Ich versteh nur: „Quak — quak — quak“ und dann: „Brekekekex“, sagte Irm. — „Du mußt genauer hinzuhören. Da ist ein dicker Alter, der ruft immer: „Natt, natt, natt is dat Water!“ Und dann lachen ihn alle anderen aus: „Bleib doch weg, weg, weg, weg!““ Natürlich! Irm verstand es jetzt auch ganz genau.

„Und die da hinten, Liese, die immer „tu—küh, tu—küh“ machen?“ — „Das sind Unken. Sie rufen: „Duck unner, duck unner.“ Eigentlich ist es ein ganzes Lied, was sie singen:

„Duck unner, duck unner, en Königskind
Is hier mal vor Jahren verdrunken,
Ann Grunn, ann Grunn, dor sitt se un spinnt,
Sei's Königin von uns Unken.
Sei sitt in Lumm, sei sitt in Plünn,
Im Gump up deipen Grunn,
Wer unsere Königin will winn,
Kuß drist er up den Munn!““

Trm hatte große Augen bekommen. „Schön“, sagte sie, „aber es ist so traurig.“ Sie war froh, als sie an den Waldrand kamen. Sie mochte die Sumpfwiese nicht mehr sehen, weil sie an die ertrunkene Königstochter denken mußte.

„Ki—wi, ki—wi“, schrie das Käuzchen, als sie in den Waldweg einbogen. Trm fuhr ein wenig zusammen. „Liese, ist es wahr, daß jemand sterben muß, wenn das Käuzchen ruft?“ Sie dachte daran, was die Kaufmannsfrau erzählt hatte, als ihr Bruder gestorben war: „Und die ganze Nacht saß das Käuzchen auf der Kastanie vor seinem Fenster und schrie immer: ‚Komm mit, komm mit!‘“ Seitdem hatte Trm Angst vor dem Käuzchen.

„So ein Unsinn“, sagte Liese, und es war seltsam beruhigend, ihre Stimme so lebendig und nah bei sich zu hören. „Sieh mal, da sitzt es!“ Nun sah Trm erst den dunklen Klumpen auf dem untersten Ast der großen Kiefer. Als es die Menschenstimmen hörte, strich es ab. Ganz groß und dunkel sah es aus, und man hörte seine Flügel schwer schlagen.

Liese sagte: „Jetzt sucht es Beute für seine Jungen.“ In einem hohlen Baum hatte das Käuzchen sein Nest, erzählte Liese. Die Jungen sahen grau aus und hatten ganz weiche flaumige Federn. Trm meinte, es mußte schön sein, einmal so ein Nest zu finden. Aber streicheln durfte man die Kleinen nicht, man mußte auch ganz leise sein, sonst verscheuchte man die Alten vielleicht so sehr, daß sie überhaupt nicht wiederkamen. Dann mußten die kleinen

grauen Wollbälle verhungern. Sie schliefen den ganzen Tag. Aber nachts zogen die Alten auf Raub aus. Sie strichen mit ihrem „Ki—wi, Ki—wi“ durch die Wälder, und alle kleinen Vögel duckten sich tiefer ins Nest, wenn das Käuzchen rief.

Ein greller Blitz zerriß plötzlich die Dunkelheit, beleuchtete hell den Weg, die niedrigen Büsche und die starren Äste der Bäume. Irm schrie leise auf und faßte nach Lieses Hand. Die aber stand ganz ruhig und zählte: „Eins, zwei... sieben, acht, neun...“ Da erst kam der Donner. „Das Gewitter ist noch weit weg, aber wenn wir uns nicht beeilen, werden wir doch noch naß“, sagte sie, „fürchtest du dich?“

Irm warf den Kopf zurück und lachte. Man brauchte sich vor nichts zu fürchten, was draußen war, das hatte sie in diesen wenigen Tagen schon herausbekommen. Und wenn einem doch einmal ein bißchen unheimlich wurde — vorkommen konnte das ja —, dann wurde man allein damit fertig. Ganz allein. Dazu brauchte man Liese nicht...

Als sie zurückkamen, klatschten eben die ersten schweren Tropfen auf die Steinfliesen vor der Tür. Die andern saßen im Tagesraum. Es war fast ganz dunkel, nur vorn bei Kathrin brannten drei Kerzen. „Wir erzählen Gespenstergeschichten“, rief Stups über den Tisch weg, „kommt fix, es ist wundervoll!“ — „Huhu!“ machte Irm und rutschte dann schnell in den Kreis. Alles sah erwartungsvoll auf Kathrin. „Jetzt kommt die Überraschung von Inge“, sagte sie. „Sie haben auf dem Gut eine alte

Schloßchronik, die sie Inge gestern mitgegeben haben. Darin steht eine Gespenstergeschichte — eine Gespenstergeschichte — na, ich sage nichts weiter.“

Dann schob sie die drei Kerzen vor Inges Platz, und Inge rückte sich zurecht. Schon der Anfang war vielversprechend:

„Die allhier angeführte Geschichte erfordert einen starken Glauben, wenn man sie für wahr halten will. Der geneigte Leser kann davon entweder gar nichts oder so viel nur glauben, als ihm beliebt. Denn ich erkenne mich viel zu wenig darzu, ihm hierbey die Gläubigkeit zu benehmen oder selbige in engen Schranken zu setzen. Die Herren Römisch-Katholischen sind freylich leichtgläubiger in solchen Dingen als die Protestanten. Nur wäre hiebey zu wünschen, daß nicht viele Sadduzäer unter uns wären, welche durch gängliche Verleugnung der Geister in ihrer Achsellosigkeit gar sehr gestercket werden.“

Draußen folgten jetzt Blitz und Donner in immer kürzeren Pausen. Drinnen aber las Inge die „curieuse historische Nachricht von dem alten Schlosse in Heidersdorf“.

„es hielte sich bey der freyherrlichen Haldischen Familie eine Hauß-Jungfer auf, welche wegen ihrer Hauß-Geschäfte täglich in den Keller gehen mußte; da sie denn einmahl durch die Öffnung der Mauer ein sehr helles Licht gewahr wurde.

Sie kümmerte sich anfänglich nicht sehr darum, da es aber beständig fortdaurete, erzählte sie es der Herrschaft und übrigen Gesinde, welche alle begierig waren, dieses

Licht zu sehen, auch miteinander gingen, und so weit sie konnten, durch das Loch hineinschaueten. Sie sahen darauf alle ohne Ausnahme den Schein von einem Licht, ob sie wohl wegen der Mauer den Ursprung desselben nicht entdecken konnten.



Dem Herrn des Hauses kam die Sache um so viel wunderlicher vor, weil ihm derselbe verborgene Ort seines Schlosses nicht bekannt gewesen, und weil er nicht begreifen konnte, woher solches verborgenes Feuer bishero seine Nahrung bekommen.

Man sanne darauf hin und her, wie man sich bey so einem außerordentlichen Zufalle zu verhalten habe, bis endlich der einmütige Ausspruch der hoherleuchteten Geistlichkeit versicherte, daß an demselben Ort ein großer Schatz müsse verborgen seyn, wovon das Licht ein gewisses Zeichen gegeben. Es sey aber die Erfindung desselben der Hauß-Jungfer bestimmt, weil sie das Licht zum ersten Mal gesehen habe.

Es wurde nunmehr Anstalt gemacht, eine Öffnung zu machen, damit man näher zum Lichte käme: aber da die Arbeitsleute ein großes Stück von der Mauer eingerissen hatten, verschwand das Licht vor ihren Augen, und sie behielten nur dasjenige, welches ihnen zur Arbeit geleuchtet hatte. Sie mußten demnach unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Des folgenden Tages jedoch ging die Hauß-Jungfer wieder hinunter und wurde mit Erstaunung ein noch größeres Licht gewahr, und da sie noch näher herzutrat, zeigten sich dreiunddreißig Lichter in der Ordnung, wie man sie um eine vornehme Leich zu setzen pfleget, ohne daß sie sonst das Geringste wahrnehmen konnte.

Ben ihrer Zurückkunft erzählte sie ihr Gesichte mit allen Umständen, welches die geistlichen Herren nicht wenig in Verwirrung setzte, zumalen, da sie vermerckten, daß die gute Hauß-Jungfer keine Lust mehr hatte, in diesem Lichterspiel ihre Person ferner aufzuführen. Sie brauchten viele Mühe, sie zur Fortsetzung ihrer Dienste zu bewegen, so daß sie am dritten Tag wieder hinunter ging.

Sie hat aber des Rück-Wegs vergessen und von dem, was sie aufs Neue gesehen, keinen Bericht erstatten können, indem man zwar ein grausames Gepolter gehöret, kein Mensch aber sich getrauet hat, in ihre Fußstapfen zu treten.

Nun war derselbe Keller mit Wein und andern Lebensmitteln, deren man nicht wohl entbehren kann, angefüllet, daher mußte das Hauß-Gesinde in Begleitung dreier geistlicher Herrn zugleich in den Keller eindringen, wovon jedweder ein Licht in der Hand hielt. Da sie aber noch viele Schritte bis zu der neuen Öffnung hatten, empfunden sie einen hefftigen Gestank, daß sie die Nase zuhalten mußten, und da sie näher hinzutraten, funden sie die Hauß-Jungfer tot auf der Erden liegen. Was sich aber mit derselben zugetragen, hat man nicht erforschen können, wie denn auch nach der Zeit von einem Licht oder Schein nicht das Allergeringste mehr zu sehen gewesen.

Weil man aber glaubte, daß auf andere Art keine Ruhe erfolgen dürfte, so mußte der Entschluß gefaßt werden, dem verborgenen Schatz weiter nachzugraben. Jedoch kaum hatten sie angefangen, in die Erde einzugraben, als sie schon einige Knochen mit dem Sande herauswarfen, welches ihnen um soviel seltsamer und verdächtiger vorkam, als man niemals den Keller von einem Schloß zu einem Begräbnis zu machen pflegt.

Inzwischen suchten sie die Sache durch Fortgraben bestens zu beschleunigen. Je tieffer sie aber kamen, desto mehr Knochen brachten sie aus der Erde, daß sie all-

mählich begunnten zu mercken, was für ein Schatz hier müsse vergraben seyn. nach vieler angewandter Mühe kamen sie endlich auf einen kiesichten Felsen, da sie leicht spühreten, daß alle ihre fernere Arbeit vergeblich seyn würde.

In der folgenden Nacht vergönnten dem Hauß-Herren seine unruhigen Gedanken keinen Schlaf noch Ruhe, er legte sich demnach auf derjenigen Seite, welche nach der Kirche ging, in ein Fenster, um die lange Weile desto besser zu vertreiben.

Da es nun eins geschlagen hatte, wurde er gewahr, daß die Kirche ganz mit Lichtern erfüllet war und aus derselben eine Menge weiß gekleideter Personen hervorgieng, welche dem Schlosse immer näher kamen. Durch dieses seltsame Gesicht wurde dem Hauß-Herrn ein solches Schrecken eingejaget, daß er sich eiligst von dem Fenster zurücke zog und in sein Bett versüßete.

Da er aber ein wenig einschlummern begannnte und sein Nachtlcht noch auf dem Tische brannte, that sich auff einmal die Kammer-Thür auf, und die Hauß-Jungfer trat in ihrer vorigen Kleidung herein, auf dieselbe folgte eine ganze Reyhe weiß gekleideter Leichen, welche aber alle ohne Kopf erschienen und denselben unter dem Arm trugen. Dem guten Herrn mochte keine geringe Furcht ankommen, doch unterstund er sich aus einem innerlichen Triebe, seine gewesene Hauß-Jungfer anzureden und zu fragen, was ihr Begehren sey.

Anstatt daß sie ihm hätte antworten sollen, ließ einer

von denen Köpfen der anwesenden Leichen mit sehr schwacher Stimme folgende Worte von sich hören: „Wir sind insgesamt unschuldig hingerichtete Untertanen von deinen Vorfahren, und wann du die Ursache unseres Todes zu wissen verlangst, so untersuche nur ihre Jahrbücher. Wir haben seit vielen Jahren in Frieden geruhet und sind von niemandem beunruhiget worden, wiewohl wir Geister bey unserem Richter noch die Rache suchen, auch selbige zu seynrer Zeit schon erlangen werden. Du aber hast unsere Wohnung zerstöhret und uns der Ruhe beraubet, so haben wir in dieser Gestalt erscheinen und statt der zerstöhreten eine andere Ruhe-Stätte von dir begehren müssen.“ Nach diesen Worten verschwand die ganze Profession wie ein Rauch, der von der Luft zerstreuet wird.

Des anderen Tages aber ließ die Herrschaft mit Genehmigung der Geistlichkeit die ausgeworfenen Totenknochen in der Kirche beysetzen, auch zugleich den Körper der Hauß-Jungfer an denselben Ort bringen. Und von dieser Zeit an ist das besagte Schloß wieder in den vorigen Ruhe-Stand versetzet worden.“

Das war also die Gespenstergeschichte aus dem Heidersdorfer Schloß. „Uh“, sagte Liese, und fing mit hohler Stimme an zu singen: „Ein Gespunst, ein Gespunst, tritt ans Bett heran und grunzt.“ Es wurde das Schlußlied des Abends, aber bis in den Waschraum hinein spukten noch die Heidersdorfer Gespenster.

„Huhu, Stups, hast du keine Angst? Du kannst heute bestimmt nicht schlafen“, rief Elli, als Stups mit ihrem

Trainingsanzug unter dem Arm die Treppe zum Schlafraum hinaufstolperte. „Denkst du, hast aber vorbeigedacht!“ Stups stand auf dem Treppenabsatz und winkte mit ihrer Trainingshose wie mit einer Fahne. „Ich werd' schlafen wie ein Marmeltier, wenn erst der Schlafsaal in den vorigen Ruhestand versetzt ist!“

„Worauf Stups sich vom Waschraum zurücke zog und in ihr Bett verfügte“, lachte Trm hinter ihr her. — Als Kathrin nach zehn Minuten zum Gutenachtsagen kam, fand sie eine lange Reihe von weiß verummten Gespenstern, die sie in wohlgeordneter Rede aufs würdigste begrüßten. Seltsamerweise sprachen alle diese Gestalten die zierlich geschraubte Sprache des 17. Jahrhunderts.

Von Strolch, der Roggenmuhme und Christels Bildern

Es war Freizeit. Trm und Inge schlenderten ein wenig unentschlossen über den Rasenplatz vor der Herberge. Die andern lagen teils in ihren Betten und schliefen, teils hatten sie sich draußen einen schattigen Platz gesucht, wo sie lasen, schrieben oder auch nur in den Himmel oder in die Zweige der Büsche und Bäume schauten.

„Was tun wir jetzt?“ fragte Trm. Inge überlegte. „Wir könnten ins Dorf gehen“, meinte sie dann, „mal sehen, was die da unten treiben. Vielleicht ist dort mehr los als hier.“ Trm hatte nichts dagegen. „Aber den

Strolch nehmen wir mit. Kathrin wird ihn uns schon geben. Sie ist bei dem großen Hollunderstrauch.“ — Wie zwei Indianer pirschten sich die beiden näher. Sie würden Kathrin mit einem Räubergeheul überfallen, das stand fest.

Sie waren schon ganz nah heran, als Inge plötzlich aufhorchte. „Du“, sagte sie, „sie spielt.“ — Nun hörte auch Trm die verwehten Klänge der Ziehharmonika. „Na, wenn schon“, lachte sie unbekümmert und wollte gerade zum Sprunge ansetzen, als Inge ihr Handgelenk umfaßte. „Still“, flüsterte sie, „es ist schön, was sie da spielt.“ Erstaunt duckte Trm sich wieder ins Gras zurück. Was hatte Inge auf einmal? Inge sah sich gar nicht um und kroch vorsichtig durch das Gras, bis sie unmittelbar hinter dem Strauch war, unter dem Kathrin saß. Dort legte sie sich lang auf den Bauch und stützte den Kopf in beide Hände. Verwundert tat Trm das gleiche.

Kathrin hatte die Ziehharmonika auf den Knien. Zu ihren Füßen lag Strolch, hatte alle viere von sich gestreckt und schlief. Kathrin spielte eine lustige Melodie. Wie ein Lied klang es eigentlich nicht. Vielleicht war es ein Tanz.

„Kennst du das?“ fragte Trm, aber Inge schüttelte den Kopf. „Man kann so etwas nicht kennen“, sagte sie, „es ist Musik, die man sich selber ausdenkt. Das ist gar nicht sehr schwer.“ — „Ja?“ Trm hatte keine Ahnung gehabt, daß es so etwas gab. Ihr selbst fiel niemals Musik ein, wenn sie an etwas dachte. Aber wenn Inge es sagte, würde es schon stimmen.

„Wie macht man das?“ fragte sie weiter, aber Inge runzelte die Stirn. „Still doch!“ Irm wartete geduldig, Kathrin spielte weiter, und Inge lag und guckte Löcher in die Luft. Irm fand es allmählich langweilig, die schöne Freizeit tat ihr leid. Sie war daher sehr froh, als Kathrin plötzlich mit einem Ruck aufhörte und in einer jähen Wendung des Kopfes den beiden Jungmädeln gerade ins Gesicht sah. „Nanu“, sagte sie, „was wollt ihr denn hier?“

„Wir haben zugehört.“ Irm war sehr erleichtert über die schnelle Veränderung der Sachlage. „Inge sagt, du hättest dir das selbst ausgedacht, was du gespielt hast. Sie sagt, das wäre gar nicht schwer.“ Inge wurde rot und gab Irm einen Puff. Wozu erzählte sie das Kathrin?

Kathrin aber sah das verlegene Jungmädel vor sich einen Augenblick sehr aufmerksam an. „Du hast doch eine Mundharmonika“, sagte sie dann. — „Ja... und eine Geige.“ — „Dann bring’ sie nur mit, wenn du wieder mal ins Lager kommst, so etwas können wir immer brauchen.“

Nun traute sich auch Irm wieder vor: „Eigentlich wollten wir etwas ganz anderes. Wir möchten den Strolch mit ins Dorf nehmen, dürfen wir?“ — „Wenn er mit euch geht“, meinte Kathrin und blickte etwas zweifelnd auf ihren Hund, der, als er merkte, daß von ihm die Rede war, das eine Ohr aufstellte und den Schwanz zu einem fröhlichen Kringel rollte. Das eine Schlappohr und der Kringelschwanz, dazu die breite Schnauze, die allerdings keiner irgendwie bekannten Hunderrasse ange-

hörten, waren Kathrins geheimer Kummer. „Strolch, Strolch“, sagte sie kopfschüttelnd, „aus dir wird nie ein vernünftiger Hund.“

Strolch quiekte auf und sprang stürmisch an Kathrin in die Höhe. Anscheinend dachte er, man habe ihm etwas ganz besonders Schönes gesagt. „Und nun geh schön mit den Mädeln“, sagte Kathrin und gab ihm einen sanften Puff. Strolch stand einen Augenblick unschlüssig, aber dann hatte er verstanden.

Also mit Mädeln, die weiße Blusen und blaue Röcke an hatten, durfte man gehen. Bei allen anderen Menschen aber war es verboten. Das war leicht zu begreifen. Da gab es viel schwierige Dinge für einen Lagerhund; etwa: daß man beim Fahnehissen nicht um den Lagermast herum schnüffeln durfte, daß Kletterwesten nicht zum Verschleppen da waren, daß man beim Sport weder hinter dem fliegenden Speer noch hinter den Schlagbällen herrennen und sie apportieren durfte, und daß man beim Heimabend ganz still „bei Fuß“ liegen mußte, sonst wurde man ausgesperrt. O ja, Strolch hatte viel gelernt, seit er in Heidersdorf war.

Ganz friedlich und stillvergnügt trottede er neben Trm und Inge her, als sie in die Dorfstraße einbogen. Alles ging gut und vorschriftsmäßig, bis, ja bis eine schwarze Kaze zehn Schritte vor Strolch quer über die Straße setzte. Das war zuviel, selbst für den besterzogenen Lagerhund. Mit wütendem Gebell machte er sich an die Verfolgung.

„Strolch, Strolch, hierher!“ schrie Trm, aber da war nichts zu machen. Durch das halbe Dorf ging die Jagd, voran die Kaze, dann der Hund und in weitem Abstand zwei atemlose Jungmädels, die rannten, was ihre Beine nur hergeben wollten. Neben der Schule bog die Kaze in eine Toreinfahrt und verschwand in einer Scheune. Ebenso Strolch und ebenso die Jungmädels, die an nichts anderes dachten, als ihren Hund wieder einzufangen.

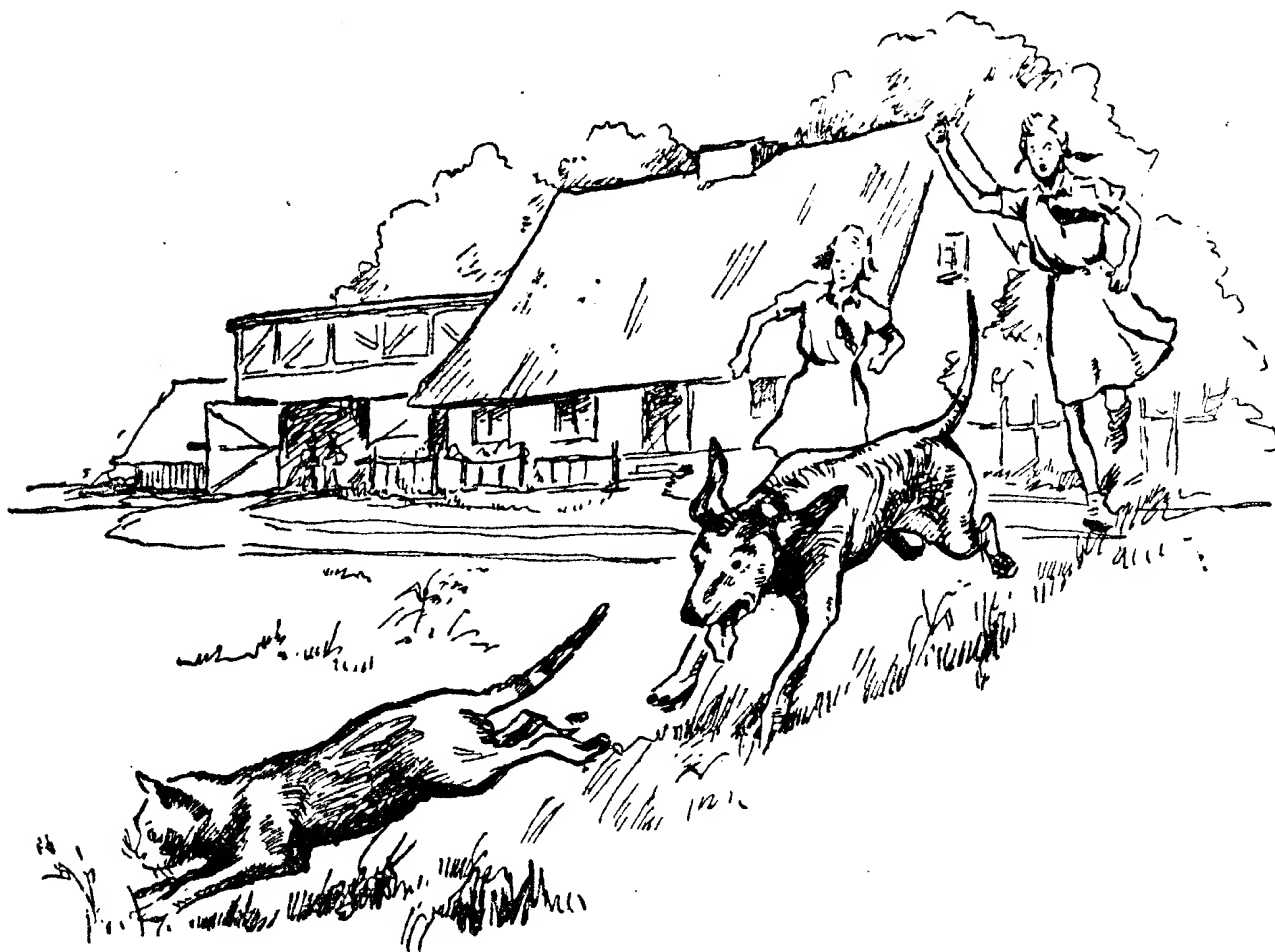
Erst als die Kaze sich hoch oben auf einem Balken in Sicherheit gebracht hatte und nur noch mit funkelnden Augen herunterfauchte, kamen Strolch und die Jungmädels zur Besinnung. Jetzt erst merkten sie auch, daß sie nicht allein waren, sondern daß in einer Ecke der Scheune ein alter Mann und ein großes Mädels saßen. Sie hatten einen Sack zwischen sich und jeder eine Schüssel auf dem Schoß und ein Küchenmesser in der Hand. Sie lachten, daß ihnen die Tränen über die Backen liefen.

„Habt ihr es aber eilig!“ sagte der Alte, „lauft mir nur das Haus nicht um!“ Trm hatte inzwischen den Strolch, der immer noch aufgeregt zu der Kaze hinaufbellte, am Halsband gepackt. „Entschuldigen Sie“, sagte sie, „er ist sonst gar nicht so; er ist sehr gut erzogen; er gehört nämlich unserer Führerin.“

Dem Alten machte diese Verteidigungsrede sichtlich Spaß, und er schien durchaus geneigt zu einem kleinen Schwaß über Hunde im allgemeinen und den Strolch im besonderen. Schlappohr und Kringelschwanz besah er

sich sehr bedenklich. „Römische Rasse ist das aber!“ Wenn das Kathrin gehört hätte!

Inge hatte sich inzwischen den Sack und die Schüsseln näher betrachtet. In dem Sack lagen graue runde Kapseln, die wie eine Kinderklapper rasselten, wenn man sie schüttelte. In den Schüsseln waren feine graue Körner.



„Das ist ja Mohn!“ sagte sie erstaunt. Sie kannte Mohn von den Brötchen in den Bäckerläden zu Hause. Aber wozu brauchte man eine solche Menge? „Man preßt Öl daraus“, sagte das große Mädel, das Etine hieß, „was übrigbleibt, kann man dann noch verfüttern. Es ist eine gute Arbeit, das Mohnauspellen, jetzt in der stillen Zeit vor der Ernte.“

Inge und Irm sahen eine Weile zu, wie die beiden schnell und sicher eine Mohnkapsel nach der anderen köpfen und den grauen Samen in die Schüssel rollen ließen. „Können wir helfen?“ fragte Irm dann. „Natürlich, warum nicht?“ Etine brachte zwei Hocker und zwei weitere Küchenmesser. Eine Weile arbeiteten alle wortlos und eifrig.

Dann fragte Inge: „Warum ist jetzt ‚stille Zeit‘?“ — Der Alte hob den Kopf und plinkte dem Jungmädchel freundlich zu: „Das will ich dir sagen, mein Döchtling. Wir haben nun alle das unsere getan. Die Rüben sind verzogen, das Heu ist herein. Weiter ist nichts mehr zu tun. Alles andere wächst jetzt von selber, und wir können nur hoffen, daß Sonne und Regen es gut und reif machen. Auf den Feldern hat niemand mehr etwas zu suchen außer der Roggenmuhme.“

„Die Roggenmuhme?“ fragte Inge. Der Alte nickte. „Sie geht in diesen Tagen zur Mittagszeit durch die Felder und segnet das Korn, damit alles gedeiht. Sie hat Haare, so gelb wie der Roggen und einen Mantel, so blau wie der Sommerhimmel. Sie ist wunderschön, die Roggenmuhme, und wer sie sieht, ist ihr verfallen. Einmal hat ein Bauernbursche sie gesehen. Er war einer der fröhlichsten im Dorfe, auf dem Tanzboden und in der Spinnstube. Aber seit diesem Tage hat er kein Mädchen mehr angesehen. Schließlich führte er doch um des Hofes willen das schönste Mädchen aus dem Dorfe heim. Aber am Tag nach der Hochzeit lief er zur Mittagszeit über die Felder, und niemand hat ihn je wiedergesehen.“

Trm atmete tief auf. „Aber es ist doch nur eine Sage, es war doch nicht wirklich so“, sagte sie ein wenig bedrückt. Der Alte lachte gutmütig. „Brauchst dich nicht zu fürchten, man erzählt eben so. Aber es ist schon etwas Besonderes mit den Feldern um diese Zeit, und es kommen einem seltsame Gedanken, wenn man so wartet. Und ich meine, es ist schön, daß man sich bei allem etwas denken kann.“

Trm nickte. Sie verstand das gut. Eigentlich war es an dem Abend, als sie mit Liese bei den Fröschen, den Unken und dem Käuzchen war, ebenso gewesen. In Berlin gab es so etwas nicht. Ein Hochhaus war ein Hochhaus, eine U-Bahn eine U-Bahn und weiter gar nichts. Das hatte auch sein Gutes. Man wußte immer genau, woran man war. Hier hatte jedes Ding sein Geheimnis, ein kleines oder ein großes, und wenn man sich manchmal auch sehr dumm und klein dabei vorkam, so war es doch sehr schön...

Die Kirchturmuhre schlug eben halb drei, als Trm und Inge die sonnenbeschienene Dorfstraße entlang zur Herberge zurückgingen. „Hat sich wieder mal gelohnt“, meinte Inge fröhlich. Trm nickte, dann blieb sie plötzlich stehen. „Guß mal“, sagte sie und deutete in den Seitenweg, der zu den Häusern des Gänseaugust und der Besenbinderischen führte, „da hinten ist doch auch noch eine von uns. Ganz allein. Was die da wohl macht?“ — Tatsächlich, dort saß ein Jungmädchel am Wegrand. Die weiße Bluse leuchtete hell herüber. „Gehen wir eben nachsehen.“ Inge war nicht für lange Vermutungen.

Das Jungmädchel, es war Christel aus dem Schlaffsaal

zwei, ließ sich gar nicht stören, als die beiden herankamen. Erst als Strolch seine feuchte Nase an ihren Arm drückte, sah sie auf. Sie hatte vor sich ein Stück Papier und hantierte eifrig mit vielen verschiedenfarbigen Buntstiften. „Was tust du hier eigentlich?“ fragte Inge, aber Christel antwortete kurz: „Ich male, das seht ihr doch.“ Sie war gar nicht mit der Störung einverstanden, das merkte man deutlich.

Arm und Inge setzten sich rechts und links von ihr ins Gras und sahen in das Blatt. Fein, was Christel da malte. Sie hätten so etwas alle beide niemals zustande gebracht. Auf Christels Bild war der Feldrain mit Margariten und blauen Kornblumen. Dahinter der hellgelbe Roggenschlag und ganz in der Ferne die Käte der Besenbinderschen. Darüber stand der Himmel, graublau und schwer von Hitze, gerade wie in Wirklichkeit.

„Man sieht richtig, wie heiß es ist“, sagte Arm bewundernd, aber Christel nickte nur leicht: „Muß man auch, sonst taugt das Ganze nichts.“ — „Du mußt die Roggenmuhme dazumalen“, schlug Inge vor und erzählte die Geschichte. Aber Christel meinte, dazu sei es zu spät, das Bild sei nun schon fertig. Dabei legte sie ihr Werk eng zusammen und stopfte es mit den Buntstiften in die Taschen ihres blauen Rockes, daß sie wie zwei Halbkugeln rechts und links hervorstanden. „So“, sagte sie befriedigt, „jetzt können wir gehen.“

Oben an der Herberge trafen sie auf Kathrin und lieferten den Strolch ab. „Geht gleich nach oben und holt

euer Badezeug“, sagte sie etwas eilig, „ihr geht mit Liese an den See.“ Dann sah sie Christel. „Halt mal“, rief sie, „wie siehst du denn aus?“

Christel fühlte erstaunt nach Halstuch, Knoten, Ärmeldreieck und Abzeichen. Es saß doch alles da, wo es hingehörte! Aber Kathrin deutete auf die Halbkugeln am Rock: „Was hast du denn in deinen Taschen?“ — Ach so! Christel sah an sich herunter. „Buntstifte“, sagte sie dann. Das war ja nichts Schlimmes. Sie gehörten sogar zu den Dingen, die man ins Lager mitbringen mußte.

Kathrin lachte. „So viele?“ — „Siebenunddreißig“, sagte Christel stolz. „Man braucht sie alle. Es gibt so viele Farben, wenn man alles richtig machen will. Du mußt nicht meinen, daß grün einfach grün und gelb einfach gelb ist. Denk mal, die Roggenfelder und die gelben Lupinen und dann der Hederich. Das ist allemal etwas ganz anderes.“ Christel war rot geworden vor Eifer, und Kathrin schien es auf einmal gar nicht mehr so eilig zu haben. „Hast du ein Bild da?“ Christel kramte den vielfach zusammengelegten Zettel aus ihrer Tasche hervor: „Da!“ —

„Schade, daß es so verknittert ist“, meinte Kathrin, aber Christel erklärte, man müsse es eben der Herbergsmutter geben, wenn sie beim Plätten sei, dann würden alle Bilder wieder fein glatt. Sie hatte schon viel — elf Stück. Zwei waren nichts geworden.

„Bring mir doch die andern auch mal“, sagte Kathrin, und Christel merkte, daß ihr das Bild mit dem Roggen-

schlag gut gefiel. Trotzdem aber mußte sie die Buntstifte aus der Rocktasche nehmen: „So kann ein Jungmädcl wirklich nicht herumlaufen.“

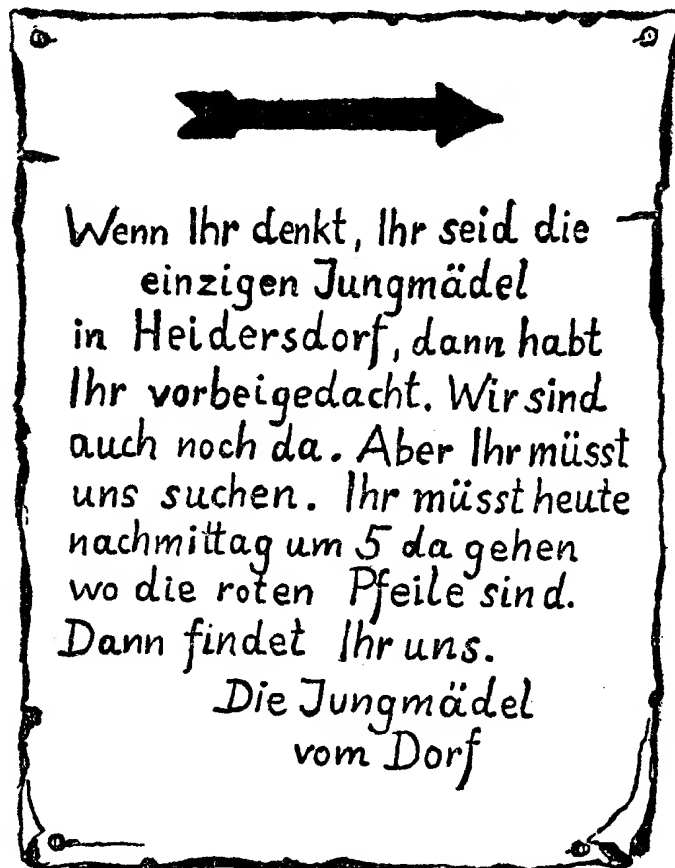
Langsam und vorsichtig reihle Christel ihre siebenunddreißig Buntstifte nach Farben geordnet auf das Fensterbrett. Dann steckte sie ebenso bedächtig einen nach dem anderen wieder in die Tasche zurück. „Sieht man es schon?“ fragte sie bei jedem Jrm, die teilnahmsvoll dabeistand. Bei Nummer vierzehn sagte Jrm: „Jetzt!“, und seufzend verstaute Christel die übrigen dreundzwanzig in ihren Affen. Aber die wichtigsten Farben mußte man bei sich haben, daran konnte auch Kathrin nichts ändern.

Als man abends vom Baden zurückkam, gab es im Tagesraum eine große Überraschung: an der Wand hingen Christels Bilder, eines neben dem anderen. Da waren die Jungmädcl bei der Abfahrt vom Stettiner Bahnhof, dann der Bahnhof in Heidersdorf, die Jugendherberge, Liese und die Herbergsmutter in der Küche, der Gespensterzug am Heidersdorfer Schloß, Kathrin beim Morgenwecken, Etrolch, der mit einer Kletterweste das Weite suchte...

„Wenn Christel wieder etwas gemalt hat, muß es dazugehängt werden“, sagte Kathrin, „das wird dann die Chronik der Jungmädcl von Heidersdorf.“

Ein Jungmädelsgarten und ein Blumendorf

Eines Morgens hing ein Plakat an der Tür der Jugendherberge. Stups hatte es zuerst gesehen, und dann standen alle Jungmädels davor und lasen, was da geschrieben stand. Zuerst kam ein dicker roter Pfeil, der in



der Richtung zum Dorf zeigte. Darunter stand in schöner Druckschrift:

Wenn Ihr denkt, Ihr seid die einzigen Jungmädels in Heidersdorf, dann habt Ihr vorbei gedacht. Wir sind auch noch da. Aber Ihr müßt uns suchen. Ihr müßt heute nachmittag um fünf da gehen, wo die roten Pfeile sind. Dann findet Ihr uns. Die Jungmädels vom Dorf."

Ganz groß! Das war ja eine richtige Einladung. Beinahe aufgeregt machte man sich nach der Mittagsfreizeit „besuchtsfein“. Jedes Jungmädchel zog eine tadellos saubere Bluse an und bürstete den Rock noch einmal aus. Nirgends fehlte ein Abzeichen oder gar ein Ärmeldreieck mit der Aufschrift „Ost Berlin“. Die Jungmädchel aus dem Dorfe sollten doch sehen, daß die Berliner wissen, was sich gehört.

Dann ging es los. Die roten Pfeile waren leicht zu finden. Sie klebten an Zäunen, Hauswänden und Straßebäumen, wiesen ins Dorf hinein, an der Kirche vorbei und an der anderen Seite wieder hinaus. Aber was nun? Da kam doch nichts mehr. Schon wollte Kathrin umkehren, weil sie dachte, sie hätten sich verlaufen, da tauchte vor ihnen aus dem Straßengraben ein kleines Mädchel in weißer Bluse und blauem Rock auf und rannte wie ein Wiesel vor ihnen her die Straße entlang: „Sei künmt all, sei sünd all dor!“

„Na, die Richtung stimmt wenigstens“, stellte Kathrin lachend fest. Eben waren sie an einem niedrigen Bretterzaun angelangt, der einen kleinen Garten einschloß, da wurde es plötzlich lebendig hinter diesem Zaun, und eine ganze Reihe lachender Jungmädchelgesichter tauchte auf. „Wir begrüßen die Berliner Jungmädchel in unserem Sommerheim“, klang es im Sprechchor. Dann tat sich die Gartentür auf, und die Jungmädchel aus Berlin wurden feierlich eingelassen. „Unser Garten“, sagte Hanne, die Führerin der Dorf mädchel, stolz.

Ganz große Augen bekamen da die Jungmädels aus der Stadt. Das war ja toll, was sich die Heidersdorfer ausgedacht hatten. Der Weg von der Gartentür führte zu einem großen Sitzring, der die ganze Mitte des Gartens einnahm. Er war fein festgestampft und mit Moos belegt. Der ganze übrige Platz des Gartens aber war bunt durcheinander mit Blumen bepflanzt, mit Feldblumen und Gartenblumen, wie es gerade kam, auch mit Feuerbohnen und Erbsen und sogar mit einer Kartoffelstaude. „Wir finden, sie hat auch sehr schöne Blüten, und sie kostet doch nichts“, lachte Hanne.

Die Berliner waren begeistert. „Und der Garten gehört euch ganz allein? Ihr habt alles selbst angepflanzt?“ — „Natürlich“, sagten die andern überlegen, „es hat auch furchtbar viel Arbeit gemacht, wißt ihr? Am Anfang war es auch sehr schwer, Samen und Pflanzen zu kriegen und vor allem den Dung. Denn aus nichts wächst nichts, das wißt ihr wohl auch, wenn ihr auch aus der Stadt seid.“

Die Mädels aus dem Lager hörten ernsthaft zu. Besonders die, deren Eltern einen Schrebergarten hatten, waren voll Verständnis. „Jetzt geht es ja schon besser“, fuhr Hanne fort, „das ganze Dorf hat allmählich Spaß an unserem Garten bekommen. Alle bringen uns Samen, Pflanzen und Ableger, und das Gut hat uns sogar eine Fuhre Mist geschenkt. Aber die Arbeit haben doch wir. Und dafür das schönste Heim, das man sich denken kann.“

Die andern nickten zustimmend. Es war wirklich wunderschön hier. Nur Elli meinte bedencklich: „Aber

wenn es regnet?" — „Ein bißchen Regen schadet nichts“, sagte Hanne, „davon weichen wir nicht auf. Wenn es zu arg wird, müssen wir in der Schule Heimnachmittag halten wie im Winter. Aber das tun wir nicht gern. Wir haben auch mal versucht, ein Dach aus Zeltbahnen zu bauen, aber sie reichten nicht aus. Der Regen kam überall durch.“

Inzwischen hatten alle im Sitzring ihren Platz gefunden, teils unten auf der Erde, teils oben auf dem Wall. Es war, als ob man sich schon immer gekannt hätte, und als Kathrin nun ihre Ziehharmonika vorzog und das Lied vom „roten, roten Mohn“, spielte, da sangen alle mit, als ob sie immer zusammen sängen. Es gab viele Lieder, die sie gemeinsam konnten, aber auch solche, die nur die Berliner oder nur die Heidersdorfer kannten, und es machte ganz großen Spaß, voneinander zu lernen.

Nur ein Mädel saß ein wenig abseits, als ob es nicht ganz zu den andern gehörte. Bei den Liedern sang es zwar mit, aber nachher, wenn alles fröhlich durcheinanderschwatzte, saß es ganz still, sah vor sich hin oder guckte manchmal in die Wolken hinauf. Es war auch als einziges von den Mädeln nicht vorschriftsmäßig angezogen, sondern trug zu seiner weißen Bluse einen braunen Rock.

„Wer ist das?“ fragte Trm leise ihre Nachbarin. „Die? Ach, das ist Eva aus der Siedlung. Sie ist noch nicht lange hier, und man kann nichts mit ihr anfangen. Sie ist immer für sich. Ich glaube, sie ist auch sehr arm.“

Romisch, Trm hatte keine Ahnung, ob es in ihrer Jungmädelschaft auch Mädel gab, die „arm“ waren. Man sprach nicht über solche Dinge. Prüfend sah Trm noch einmal zu dem Jungmädel mit dem braunen Rock hinüber. Aber es war ihr ein wenig ungemütlich dabei, ohne daß sie wußte, warum.

Hanne war jetzt aufgestanden und zog einen weißen Zettel aus ihrer Tasche. „Wir haben euch heute eingeladen, weil wir uns mächtig gefreut haben“, sagte sie. „Wir haben nämlich einen Brief gekriegt. Von Berte. Das ist unsere frühere Führerin. Sie studiert jetzt in der Stadt. Sie will Ärztin werden. Sie hat gerade Ferien und ist auf Fahrt in Norwegen. Gestern hat sie uns geschrieben. Der Brief ist so fein, daß wir meinen, wir können ihn euch gut vorlesen. Nur müßtet ihr dazu in unseren Garten kommen, sonst wäre es nicht richtig gewesen.“

Dann las Hanne den Brief, den Berte an ihre Jungmädel schrieb: „Liebe Jungmädel, nun habe ich etwas sehr Schönes erlebt, und ich habe dabei viel an Euch und an unseren Garten denken müssen. Zuerst ging es allerdings sehr langweilig an. ‚Sechs Stunden Aufenthalt‘, sagte nämlich der Zweite Steuermann wieder einmal, als wir an einer kleinen Insel in den Westeraalen anlegten. Aber so ist es eben, wenn man mit einem Frachtdampfer nach Norwegen fährt. Immer dort, wo es schön ist, bleiben wir nur kurz, und an den ödesten und langweiligsten Fischplätzen wird massenhaft Ladung eingenommen: Berge

von abscheulich riechenden Fischköpfen, die wir schon nach den ersten drei Malen gar nicht mehr sehen mochten.

Fast ein wenig mißmutig schlenderten wir planlos am Strand entlang. Überall war kahler Fels mit spärlichen Grasbüscheln darin, die grauen Schuppen der Fischverwertungsgesellschaft und vier oder fünf rotbraune Fischerhäuser. Damit hatten wir alles gesehen, was es hier zu sehen gab. Wir fanden flache Steine und ließen sie auf dem Wasser tanzen. Aber auf die Dauer war das auch keine Beschäftigung.

Schließlich meinte ich, wir könnten ja ein Stückchen ins Binnenland gehen. Aber die übrigen hatten kein rechtes Vertrauen. Viel anders würde es dort wohl auch nicht aussehen. Doch der Kapitän sagte, wir müßten nur die richtige Richtung nehmen. ‚Die Straße geradeaus und den ersten Fußweg rechts. Dann kommen Sie nach etwa einer Stunde an das Blumendorf.‘ — ‚Das Blumendorf?‘ — ‚Na ja, so sagen wir eben, weil es das einzige Dorf hier ist, in dem es Blumen gibt. Sehr schöne sogar und viele.‘

Klar, daß wir dorthin mußten. Die Straße zog sich weit durch bräunliches Heidekraut und Heidelbeergestrüpp. Dann kam der Fußweg durch ein liches Wäldchen, über einen Bach — und dann ging es aufwärts — immer aufwärts.

‚Paßt auf,‘ meinte eine, ‚nun kommt ein Paß und dahinter dann das Dorf.‘ Wir wurden allmählich ganz aufgereggt vor Erwartung. Dann standen wir endlich oben

und sahen an der anderen Seite hinunter ins Tal. Etwa dreihundert Meter unter uns lag ein kleiner blauer See, ganz eingebettet in lichtgrüne Matten. Und dort — dort lag ja auch das Dorf! Braunrote Holzhäuser wie überall in Norwegen, eine kleine weiße Steinkirche und auf einem Hügel, etwas abseits, ein etwas größeres Haus — wahrscheinlich die Schule. Ohne es zu wollen, kamen wir ins Laufen, liefen den schmalen Pfad hinunter, bis wir an die ersten Häuser kamen.

„Das Blumendorf.“ — Da standen wir auf der breiten Dorfstraße, sahen vor uns die Fenster der kleinen Häuser, und jedes einzelne trug einen Blumenkasten oder lustige bunte Blumentöpfe auf einem blau, rot oder gelb gestrichenen Blumenbrett. Fuchsien blühten hier, Geranien und Hängenelken, beinahe wie bei uns. Nur daß die Farben noch leuchtender waren. Langsam gingen wir die menschenleere Dorfstraße entlang. Die Leute schliefen wohl schon alle. Sie waren die hellen Sommernächte ja gewohnt.

Schließlich standen wir vor dem kleinen Hügel, auf dem das einzige größere Haus des Ortes, die Schule, lag. Da blieben wir überrascht stehen. Der ganze Hügel war wie ein einziger bunter Blumenstrauß. Eine Staudenrabatte hinter der anderen zog sich bis hinauf an die Hauswände. Phlox und Glockenblumen, Akelei und Rittersporn, brennendroter Mohn, Pfingstrosen und Kaiserkronen, all unsere Gartenblumen des Sommers blühten hier zusammen.

Lange standen wir still wie vor einem Wunder. End-

lich sagte eine: ‚Aber das ist ja gar nicht wahr, das träumen wir ja nur.‘ Da hörten wir plötzlich ein leises, helles Lachen. Hinter einer riesigen Phloxstaude richtete sich eine Gestalt auf, eine alte Frau in einem grauen Kleid. Merkwürdig an diesem Kleid war der Gürtel. An schmalen Bändern waren viele kleine Säckchen ringsum aufgenäht. Auf jedes Säckchen war ein Zeichen gestickt.

‚Warum stehen Sie draußen?‘ sagte die Frau auf deutsch. ‚Kommen Sie doch herein, wenn Ihnen mein Garten gefällt. Ich bin übrigens Fräulein Genta, die Lehrerin.‘

Mit einem großen altmodischen Schlüssel schloß sie uns die Gartentür auf. ‚Sie dürfen nicht über mein sonderbares Gartenkleid lachen‘, sagte sie mit einem Blick auf die Säckchen. ‚Ich sammle gerade Samen. Es ist jetzt die richtige Zeit. Morgen, wenn die Sonne wieder scheint, fallen sie aus. Und wir brauchen die Samen. Viel Geld können wir nicht ausgeben für unsere Blumen.‘

Ein paar Minuten später saßen wir um den kleinen runden Gartentisch inmitten der Stauden. Wir konnten uns gar nicht genug wundern, daß hier alles so anders war als an dem öden Strand, und so fingen wir auch gleich an, davon zu reden.

Das alte Fräulein nickte uns zu. ‚Ich weiß‘, sagte sie, ‚die Landschaft am Strand bleibt sich immer gleich. So war sie schon, als ich vor vierzig Jahren hier ankam. Ich kam aus dem gesegneten grünen Land um Bergen, und als ich die Stätte sah, an der ich nun mein ganzes künftiges Leben verbringen sollte, war ich beinahe verzweifelt.

Denn auch hier im Dorfe sah es aus wie draußen: Heidekraut, Heidelbeeren, Birken — sonst nichts.'

„Man gewöhnt sich“, sagte der Pastor, „man gewöhnt sich an alles. Es ist hier nun nicht anders, man muß sich damit abfinden.“ — „Aber ich wollte mich nicht abfinden. Ich war doch so jung. Schönheit brauchte ich und Freude. Wie sollte ich sonst leben und arbeiten? Es war eine schlimme Zeit damals. — Fräulein Centa sah eine Weile in den Abend hinaus. Dann erzählte sie weiter: „Mutter schrieb mir ein paarmal, ich sollte zurückkommen, es fände sich wohl eine andere Stelle für mich. Aber ich wollte nicht. Es wäre mir feige vorgekommen, wie eine Flucht.“

Vater verstand mich besser. Er schickte mir eines Tages ein Päckchen mit Samen. Bedürfnislose Pflanzen waren es: gelbe Ringelblumen, Steinnellen, Stiefmütterchen. Ich säte sie aus, und, was niemand erwartet hatte, sie gediehen. Sie gediehen, daß es eine Freude war. Mag es von der geschützten Lage des Dorfes kommen oder von der Fruchtbarkeit des Moorbodens, den nie der Pflug berührte, ich weiß es nicht. Aber nach zwei Jahren war mein Garten schon so, daß die Fischerfrauen stehenblieben, wenn sie vorübergingen, und die Mädel mich um Blumen baten, wenn sie sich zum Dorftanz schmückten. Da wagte ich mich auch an schwierigere Dinge. Dreimal arbeitete ich in den Sommerferien in einer Gärtnerei. Dann fing ich an, mir selbst ein Glashaus und Mistbeete anzulegen. Das ganze Dorf hatte allmählich Interesse an meinem „Steckenpferd“ bekommen. So erhielt ich leicht Hilfe.

Dann nahm ich die Blumenzucht in den Schulplan auf. Sie hätten die Jungen und Mädels sehen sollen, wie sie ihre Beete im Schulgarten betreuten und wie stolz sie waren, als sie in selbstgemachten Blumenkästen und Kistenbrettern ihre ersten Pflanzen zum Fensterschmuck mit nach Hause nehmen konnten! —

Das ist nun schon lange her. Aus den kleinen Jungen und Mädels sind die Fischer und Frauen des Dorfes geworden. Manche sind darunter, die Schreiben und Lesen schon beinahe wieder verlernt haben. Aber was sie bei mir im Garten lernten, das haben sie behalten. So ist unser Dorf zum ‚Blumendorf‘ geworden . . .

Da hielt ich es nicht mehr aus. Ich mußte von Heidersdorf und unserem Jungmädelsgarten erzählen. Fräulein Genta hörte ganz genau zu, und ich merkte, daß sie sich freute. ‚Menschen, die gern Blumen mögen, verstehen sich immer‘, meinte sie.

Und nun kommt das Allerschönste. Als wir gehen wollten, hielt mich Fräulein Genta zurück und drückte mir ein Päckchen in die Hand. ‚Für die Jungmädels‘, sagte sie. Es war ein ganzer Kasten mit Samen. Ich schicke ihn Euch mit. Wenn ich in den Herbstferien nach Hause komme, können wir schon manches säen. Ich freue mich darauf. Berte.“

„Da sind die Körner“, sagte Hanne und zeigte eine flache Zigarrenkiste, die in viele Fächer eingeteilt war. Auf jedem Fach stand fein säuberlich der Pflanzennamen. Fast mit Achtung sahen die Jungmädels auf die Samen,

die eine so weite Reise gemacht hatten. Beinahe beneideten sie die Heidersdorfer um ihren Garten. Aber vielleicht konnte man in den Berliner Heimen auch Blumen ziehen, vor den Fenstern, in Blumentöpfen oder -kästen. Warum eigentlich nicht?

Besuch aus Amerika

Trm lag hinter dem dicken Wacholderbusch an der Lichtung und beobachtete den gegenüberliegenden Waldrand. Dort mußten die „Spione“ vorbeikommen, wenn sie ihre Nachricht zu Kathrin durchschmuggeln wollten. Man mußte gut aufpassen bei so einem Fahrtenspiel, wenn einem niemand durch die Lappen gehen sollte. „Fünf verkleidete Spione bringen eine wichtige Nachricht vom Bahnhof zur Jugendherberge. Sie können überall gehen, nur das Dorf dürfen sie nicht berühren. Ihr müßt versuchen, sie abzufangen.“ So hatte Kathrin gesagt.

Wenn man nur wenigstens gewußt hätte, wer die fünf waren. Ob Inge dabei war? Trm hatte sie seit dem Mittagessen nicht wiedergesehen. Stups war bei der „Polizei“. Sie lag hinter der nächsten Waldecke. Trm zog die Zweige zurecht, die sie sich zur „Tarnung“ rings um ihren Rock festgebunden hatte. Sie verdeckten die weiße Bluse ganz gut.

In der Lichtung bewegte sich jetzt etwas. Trm sah scharf hinüber, dann lachte sie leise. Es war nur ein

Nasenpärrchen, das friedlich durch die Gegend hoppelte und von Zeit zu Zeit, Männchen machend, die frisch angeschonten kleinen Buchen beknapperte.

Aber jetzt — jetzt tauchte wirklich ein verräterischer roter Fleck am Waldrand auf. Bestimmt, dort ging ein Mensch! Eine Bäuerin oder ein Mädel aus dem Dorf war es nicht. Die trugen nicht so leuchtend bunte Sachen. Vorsichtig schlängelte sich Irm näher heran. Das Wesen dort drüben hatte es anscheinend gar nicht eilig. Schritt für Schritt schlenderte es die Schneise entlang. Irm erkannte jetzt, daß es eine rote Bluse und einen schwarzweißkarierten Rock anhatte. Auf dem Kopfe trug es ein Tuch mit einem Schirm, wie Irm es manchmal bei Autofahrern gesehen hatte, und über die Schulter hing ein Fotoapparat an einem Lederriemen.

Aha, da hatte sich eine auf „Commerfrischlerin“ zu rechtgemacht. Konnte Irm nicht imponieren! So eine Verkleidung durchschaute man doch gleich! Bis auf zwanzig Meter war sie nun heran. Gut, daß sie ihr Gesicht immer abgewendet hielt. Nun mußte man sie überumpeln. Irm sprang auf, rannte das letzte Stück frei über die Lichtung und packte die andere von rückwärts an der Schulter. Die fuhr mit einem kleinen Schrei herum, und Irm starrte zu ihrer maßlosen Verblüffung — in ein ganz fremdes Gesicht.

„Oh“, sagte sie nur und ließ sofort los. „Aoh“, sagte die andere. Dann mußten beide lachen. „Who are you?“ fragte die Fremde. Irm zuckte hilflos die Schultern. Sie

wußte, das Mädchel sprach Englisch. Aber das verstand sie nicht. „Wer sein du?“ versuchte die andere nun. Oh, sie konnte auch Deutsch, das war ja herrlich! „Irmingard Wagner, Obergau 3, Berlin“, sagte Irm schnell. „Maud Pitt, Chicago, United States, Amerika“, stellte sich die Fremde vor. „Was sein Oberr-Gau?“

Irm machte ein ratloses Gesicht. Wie sollte man das erklären? Inzwischen war ein älterer Herr mit einem großen Strauß von rosa Weidenröschen aus dem Walde auf die Lichtung herausgetreten. „Pa“, rief das Mädchel aus Amerika, und dann folgte ein Wortschwall, daß Irm nur staunen mußte, wie man in so einer schwierigen Sprache so schnell und so viel hintereinander reden konnte. Der Herr kam nun heran. „Guten Tag“, sagte er dann, „du bist ein Hitler-Mädchel, nicht wahr?“ Er sprach ein tadelloses Deutsch mit einem ganz leichten ausländischen Tonfall. Irm atmete auf. Mit diesem „Pa“ konnte man sich wenigstens verständigen.

„Habt ihr hier ein Lager?“ fragte Herr Pitt weiter, und Irm erzählte eifrig von Heidersdorf, der Jugendherberge und den hundert Jungmädeln. — „Goso“, der Amerikaner war anscheinend befriedigt. Dann sagte er lachend: „Und was machst du hier? Spielst du vielleicht einen Tannenbaum?“

Nun erst merkte Irm, daß immer noch ihre „Tarnung“ im Rockbund steckte. Sie zerrte die Zweige hervor und warf sie in weitem Schwung auf die Lichtung zurück. „Wir sind beim Fahrtenspiel. Ich sollte eigentlich einen

Spion fangen. Aber hier ist ja keiner.“ Das ganze Fahrtenspiel schien ihr auf einmal nicht mehr so wichtig. Wenn man auch statt eines Spions zwei leibhaftige Amerikaner zu fassen gekriegt hat!

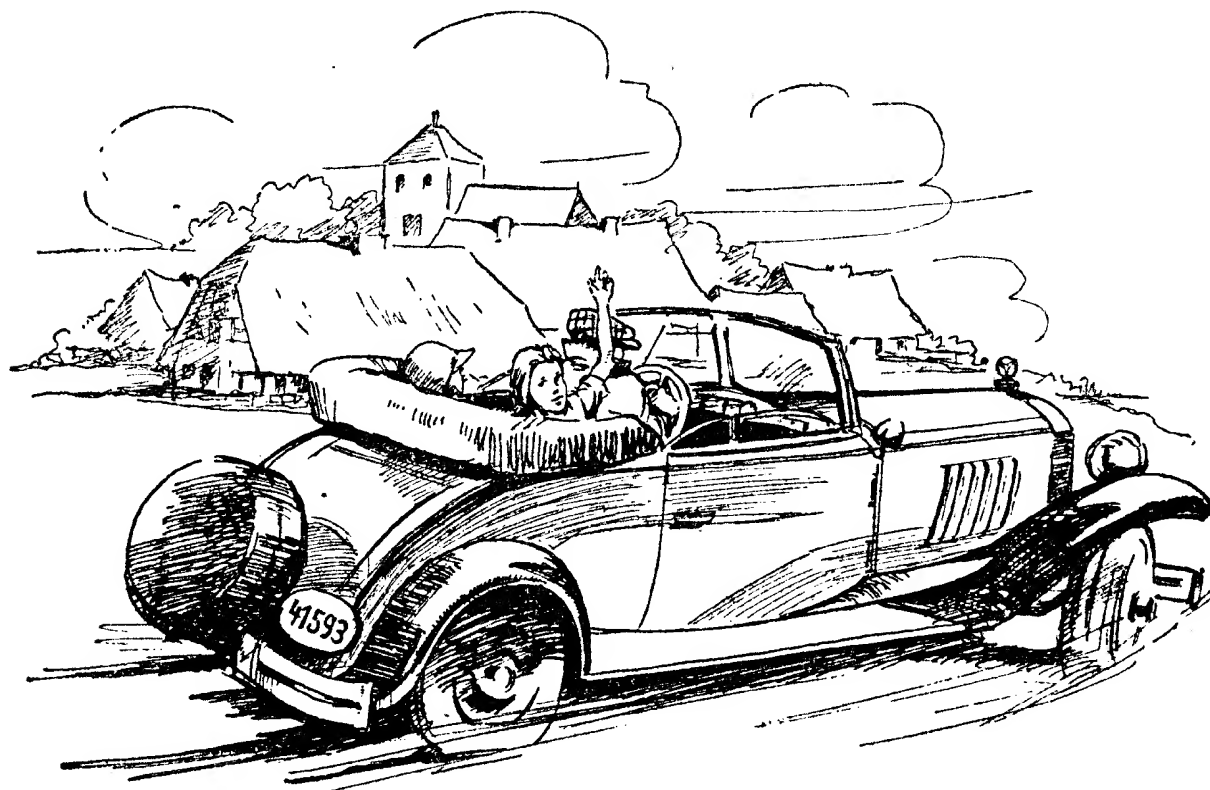
„Hör mal, Mädel“, sagte der Herr nach einer kleinen Pause. „Ich möchte mir euer Lager gern einmal ansehen. Meinst du, das ist erlaubt?“ — „Natürlich!“ Irm fühlte sich ganz als Gastgeberin. „Es wird uns ein Vergnügen sein.“ So hatte Elsis Mutter einmal gesagt, als die Kaufmannsfrau ihren Schrebergarten ansehen wollte. Diese Ausländer sollten nur merken, daß Berliner Jungmädels sich zu benehmen verstanden.

Herr Pitt lachte ein bißchen und sagte etwas zu Maud, die mit einem Freudengeheul in den Wald lief. Dann hörte man das Anlassen eines Motors, und ein schwerer schwarzer Mercedes mit roter Polsterung kam an den Waldrand herausgerollt. „Schnieße“, wollte Irm gerade losplätzen, aber dann fiel ihr ein, daß das bestimmt kein feines Benehmen sei. So schwieg sie lieber.

„Also“, sagte Herr Pitt und stieg vorn zum Fahrer, „jetzt setzt euch nach hinten, Mädels, wir fahren zur Jugendherberge.“ — „Ich bin so frei“, sagte Irm und wunderte sich nur, daß Herr Pitt schon wieder lachte. Sie kam sich ungeheuer vornehm in dem breiten Lederpolster vor, vor allem aber war sie riesig stolz darauf, daß der reiche Amerikaner einen deutschen Wagen fuhr.

Das Fahrtenspiel blieb unentschieden. Denn Spione und Polizei hatten gleichermaßen ihre Aufgabe vergessen,

als Irm in dem eleganten schwarzen Wagen mit zwei Fremden in den Hof gerollt kam. Herr Pitt stieg aus und schüttelte Kathrin die Hand. „Entschuldigen Sie, daß wir Sie so überfallen“, sagte er, „ich bin seit dem Kriege zum erstenmal wieder hier, um mir das neue Deutschland anzusehen. Es hat sich vieles gewandelt, scheint mir — zum Guten gewandelt. Wenn es Ihnen recht ist, möchte



ich gern ein paar Stunden bei Ihnen bleiben. Ich interessiere mich sehr für die Jugend des heutigen Deutschland.“

„Gern“, sagte Kathrin, „ich kann Ihnen gleich mit der Herbergsmutter zusammen das Haus, den Sportplatz und die Nebengebäude zeigen. In einer halben Stunde gibt es Abendbrot. Dann sind alle Jungmädels zusammen. Wir würden uns freuen, wenn Sie dabeisein wollten.“

Irm wunderte sich. Kathrin sprach gar nicht anders als sonst. Sie verhandelte mit dem reichen Amerikaner genau wie mit allen anderen Menschen. Aber auf einmal kam ihr das auch ganz richtig vor. Sie würde nun auch nicht mehr „ich bin so frei“ und solche Dinge sagen, die einzig dazu ausgedacht schienen, um vornehm zu wirken.

Inge, die in der Schule Englisch lernte, hatte inzwischen Maud mit hinauf in den Tagesraum genommen. Unter viel Lachen und reichlicher Verwendung der Zeichensprache erklärte sie Christels Bilder, die sich wieder um drei vermehrt hatten. Besonderen Eindruck machte auf Maud die Giraffe Nurmi, die ihren Stammlatz auf dem niedrigen Spind in der Ecke erhalten hatte. Maud nahm das bunte langbeinige Stofftier sofort zärtlich in den Arm und ließ es auch nicht wieder los, als es zum Abendessen ging. „Nurmi“ mußte neben ihrem Teller sitzen und besah sich würdevoll mit schiefem Kopf und leicht eingeknicktem Vorderbein die Tafelrunde.

Den Heimabend würde diesmal Herr Pitt übernehmen, hatte Kathrin gesagt. Die Jungmädels waren voll gespanntester Erwartung. Nun würden sie sicher von Amerika hören, von Wolkenkratzern, unermesslich reichen Petroleumkönigen, vielleicht auch von Indianern. Oder gab es die am Ende heute gar nicht mehr?

Aber es wurde ganz anders. „Ich will davon erzählen, wie es war, als ich das letztemal Deutschland besuchte“, fing Herr Pitt an. „Es war vor fast zwanzig

Jahren. Eine schlimme Zeit für euer Land, aber gerade ihr, die ihr in einem starken und glücklichen Deutschland aufwächst, dürft sie nicht vergessen.

Es war kurz nach dem Abschluß des Versailler Vertrages. Deutschland hatte sich verpflichten müssen, sein noch vorhandenes Kriegsmaterial auszuliefern oder zu zerstören. Ich gehörte zu der Kommission, die zur Überwachung dieser Maßnahmen in Deutschland eingesetzt war.

Man konnte mich gut brauchen, denn ich war Offizier und gleichzeitig Ingenieur, also Fachmann. Aber es war keine schöne Aufgabe. Den Offizier verletzte die Demütigung eines tapferen, wenn auch besiegten Feindes, und der Ingenieur wehrte sich gegen die sinnlose Vernichtung wertvoller Instrumente, vor allem auf dem Gebiete der Feinmechanik, in denen die Deutschen damals, wie auch heute noch, führend waren.

Der Kamerad, der mir zur Unterstützung beigegeben war, nahm die Sache leichter. Er gehörte zu jenen Menschen, die politische und persönliche Feindschaft nicht trennen können. Er haßte alles, was deutsch war, aus dem Grunde seiner Seele. So kam ihm das Unwürdige seiner Schnüfflerarbeit gar nicht zum Bewußtsein.

Ich erinnere mich deutlich eines Abends im Quartier einer mitteldeutschen Kleinstadt. Wir waren mißmutig von einer Streife durch die Kasernen zurückgekommen. Die Apparate, die wir suchten und deren Nummern uns bekannt waren, hatten wir nicht gefunden.

Da meldete sich ein Mann bei uns. Alepke war sein Name, ich habe ihn in diesen zwanzig Jahren nicht vergessen. Mit ölicher Stimme und einem ungeheuren Wortschwall setzte er uns auseinander, daß er Pazifist sei, Pazifist aus Überzeugung. Er wisse sich darin einig mit uns, dem ehemaligen Gegner, und wolle, soviel an ihm läge, zu der endgültigen Zerstörung sämtlichen Kriegsmaterials von Herzen gern beitragen. Wir verhielten uns kühl abwartend. So gingen alle an, die Verräter an der eigenen Sache.

Es sei hier in der Stadt ein Ingenieur, der in seinem Versuchslaboratorium fünf der gesuchten Heeresgeräte versteckt halte, fuhr Herr Alepke fort. Er habe es aus zuverlässigster Quelle. Er zog dann ein schmieriges Notizbuch aus der Tasche und nannte uns die Nummern der Apparate. Tatsächlich, sie stimmten mit den unseren überein. Wir notierten uns Namen und Anschrift des Ingenieurs, zahlten eine angemessene Belohnung und ließen den Lumpen dann laufen. Der Verkehr mit diesen Leuten war das Widerlichste an unserer Aufgabe. Aber man konnte sie nicht entbehren.

Am nächsten Morgen standen wir zur Haussuchung vor dem Laboratorium des deutschen Ingenieurs. Mit kühler Sachlichkeit prüfte er unsere Ausweise und gab uns dann den Weg frei. Es war etwas in seinem straffen Auftreten, in der eisernen Korrektheit seines Benehmens, was den früheren Offizier verriet. Ich hatte beim Eintreten einige höfliche Worte der Entschuldigung gesagt,

die ich auch dem Feinde gegenüber für angebracht hielt, aber der Deutsche hatte kurz abgewehrt: ‚Bitte sehr, die Herren tun ihre Pflicht. Ich weiß. Suchen Sie.‘

Wir durchstreiften die Räume, die Instrumentensammlungen, durchstöberten die Aufbewahrungsschränke. Nichts. Mein Kamerad fluchte und wollte sich schon zum Gehen wenden. Aber ich zögerte noch. Der Deutsche war Ingenieur; er würde die Apparate anders versteckt halten, als dies sonst zu geschehen pflegte; er würde vielleicht — ja, nun kam mir ein Gedanke: er würde sie in seine Versuchsanordnung eingebaut haben. ‚Ich möchte Ihr Versuchslaboratorium sehen‘, sagte ich kurz. Nur ein rasches Aufblitzen der Augen verriet die Erregung des anderen. ‚Bitte‘, sagte er dann ruhig.

Im Verlauf einer halben Stunde fand ich drei der gesuchten Apparate, die anderen konnte auch ich nicht entdecken. Ich gab Befehl, sie im Hofe zu zerschlagen. Der Laboratoriumsdiener trug sie hinunter.

Mir war nicht wohl bei diesem Werk. Dabei ging es mir nicht einmal so stark um die Vernichtung eines Wertes von mehreren tausend Mark. Aber in jedem Ingenieur liegt die Liebe zu diesen kleinen Wundern der Feinmechanik. Mir war beinahe, als sollte ich etwas Lebendiges töten. Wie sinnlos war das, dieser Krieg im Frieden!

Unten im Hof zerschlug nun der Laboratoriumsdiener mit ein paar Hammerschlägen die Apparate zu einem Trümmerhaufen. Ich bewunderte den Gleichmut, mit

dem der Deutsche dabeistand. Dann gingen wir zur Kontrolle hinunter. ‚In Ordnung‘, sagte mein Kamerad und wandte sich zum Gehen. Ich wollte ihm folgen, aber eine Kleinigkeit an dem äußersten Apparat ließ mich noch einmal genauer hinschauen.

Da sah ich etwas, was mir im ersten Augenblick fast unglaublich erschien. Wohl waren die Apparate zertrümmert, aber die Schläge waren mit einer erstaunlichen Sicherheit so geführt worden, daß nur der Umbau, die unwesentlichsten Teile, zerschlagen waren. Das eigentliche Werk war unversehrt geblieben. Es war eine Arbeit von Tagen, ja vielleicht nur von Stunden, die Apparate wieder gebrauchsfertig zu machen.

‚Aber das ist doch...‘, fuhr ich auf. — ‚Bitte?‘ Eisfalt und hart traf mich der Blick des Deutschen. Ich sah, er wußte genau, daß ich seinen letzten Versuch, die Instrumente zu retten, durchschaut hatte. Aber er nahm auch diese Niederlage mit einem fast hochmütigen Stolz auf sich, den ich bewundern mußte.

‚Was ist los?‘ rief mein Kamerad vom Hoftor her. ‚Stimmt etwas nicht?‘ Einen Augenblick zögerte ich. Dann wandte ich mich kurz: ‚In Ordnung‘, sagte ich, ‚wir können gehen.‘

Die Spannung im Gesicht des anderen löste sich. Er senkte den Kopf. ‚Danke, Kamerad‘, sagte er leise. Seine Augen waren jetzt nicht mehr hart, nur noch müde und traurig sahen sie aus. Ich verstand ihn — oh, wie gut ich ihn verstand. Abhängig von der Gnade eines feind-

lichen Offiziers . . . denn es war vor zwanzig Jahren. Und über Deutschland hing Versailles.“

Der Amerikaner schwieg. Es war so still im Raum, daß man das leise Klopfen der Nachtschmetterlinge hörte, die von außen gegen die erleuchteten Scheiben flogen. Dann stand Kathrin auf. „Wir holen die Fahne ein“, sagte sie.

Stiller als sonst gingen die Jungmädels zu Bett. Keine hatte mehr Lust zum Lachen und Schwätzen. Irm lag noch lange wach und schaute hinauf zur Decke, auf der sich der Schatten des Fensterkreuzes im Mondschein schwarz abzeichnete. „Deutschland“, sagte sie vor sich hin, so oft hatte man das Wort ausgesprochen, oberflächlich, halb im Spiel, und es gab doch allem, was man tat, erst seinen rechten Sinn. Auch dem Leben eines Jungmädels in Ernst und Fröhlichkeit. Deutschland.

„Winde wehn, Schiffe gehn . . .“

Die Lagerchronik im Tagesraum hatte sich wieder um ein Bild vermehrt, und zwar war dies doppelt so groß wie die andern, zum Zeichen, daß es ganz besonders wichtig war. Es stellte die Abreise der Amerikaner dar. In dem großen schwarzen Wagen stand Maud, mit der Giraffe Nirmi im Arm, die man ihr feierlich als Abschiedsgeschenk überreicht hatte, Herr Pitt schwenkte seine karierte Reisemütze, die Jungmädels winkten mit ihren Taschentüchern, und ganz im Vordergrund war Kathrin

zu sehen mit einem riesigen weißen Briefumschlag, auf dem in roter Schrift „Für die Heidersdorfer Jungmädels“ zu lesen war.

Mit dem Briefumschlag aber hatte es seine eigene Bewandnis. Herr Pitt hatte ihn Kathrin im letzten Augenblick gegeben, als er in seinen Wagen stieg. Nachher hatte ihn Kathrin vor allen Jungmädels geöffnet, und darinnen war — ein nagelneuer Hundertmarkschein!

Hundert Mark besaßen also die Heidersdorfer Jungmädels mit einemmal, und sie durften das Geld verbrauchen, gerade wie sie Lust hatten. „Dafür machen wir eine Fahrt“, hatte Kathrin gesagt, und nach eifrigen und ausgiebigen Beratungen hatte man gefunden, daß es am allerschönsten wäre, an die Ostsee zu fahren. Keine von den Jungmädels war schon an der See gewesen, und es war gar nicht weit, wenigstens nicht für Leute, die soviel Geld hatten. Die Heidersdorfer Bimmelbahn fuhr geradewegs hin.

So hatte man sich also eines Morgens in den Zug gesetzt — und nun war man da. Man stand oben auf der vordersten Düne zwischen dem harten Dünengras und staunte hinaus auf das unendlich weite, blaue Wasser, auf die Rauchfahne eines Dampfers am Horizont und auf die Brandung, die mit weißen, sich überschlagenden Schaumkämmen immer wieder auf den Strand rollte.

Man ließ sich den warmen Sand durch die Finger gleiten, der so fein, weiß und sauber war, und horchte auf das eintönige Brausen der See, das einen überallhin be-

gleitete, zu den Fischerhäusern, zu den aufgespannten Netzen und zu den Rähnen, die mit aufgerollten braunen Segeln am Strande lagen. Auch baden durfte man, und Stups hatte sogar einen toten Fisch gefunden. Aber er sah eklig aus, so hatte man ihn im Sande verscharrt.

Aber das Schönste sollte erst noch kommen. Man würde mit einem richtigen Fischerkahn auf die See hinausfahren, und Inge spielte jetzt schon alle Seemannslieder, die sie wußte auf ihrer Mundharmonika. „Bißchen starker Seegang heute“, sagte allerdings der Fischer, als Kathrin mit ihm verhandelte, „die Lütten werden man seekrank werden, Frollein!“

Aber da kam er bei den Berliner Jungmädeln an die Falschen! „Wir und seekrank? Nicht' in die Tüte!“ erklärten sie so energisch, daß er lachen mußte: „Na, denn man zu! Aber länger als eine halbe Stunde für die Fuhre kommt nicht in Frage!“ — Dann also eine halbe Stunde. Schön. Zwanzig Jungmädels paßten jedesmal in das Boot, fünfmal mußte also gefahren werden. Die drei ersten Male wollte Liese dabeisein, die beiden letzten Kathrin.

Die anderen hatten sich inzwischen einen herrlichen Spaß ausgedacht. Sie würden jedes Boot, das zurückkam, genau kontrollieren. Wer seekrank wurde, war ein Schlappschwanz und wurde von allen übrigen ausgelacht. Nun war es Ehrensache geworden, seefest zu sein. Bei der ersten Ladung war natürlich Stups. Sie stand strahlend am Mastbaum. „Hoch leben die Herren

der See! Hoch lebe die Seeräuberei!" sang sie schallend und ein bißchen falsch.

Jrm gehörte zu denen, die mit dem zweiten Boot fuhren. Schon hatten die ersten draußen gewendet und kamen allmählich wieder näher. Da fühlte sie, daß jemand sie am Rock zupfte. Es war Elli. „Ich möchte mit dir fahren“, sagte sie.

„Du?“ Jrm war wenig begeistert. Elli war bestimmt nicht seefest. Sie verpaßte ja immer alles, wenn es darauf ankam. Jrm dachte an das Sportfest, das sie an einem Sonntagmorgen für die Heidersdorfer Bauern abgehalten hatten, und an die Etaffel „Rund um den Dorfteich“. Jrms Abteilung hätte damals bestimmt gewonnen, wenn sich nicht Elli bei der Tonne, durch die man kriechen mußte, so unmöglich angestellt hätte, daß sie dreimal so lange brauchte als alle übrigen. Für die Zuschauer war das allerdings ein Hauptspäß gewesen. Aber für die Beteiligten — nein, Elli sollte nur in einem anderen Boot fahren.

Als hätte sie Jrms Gedanken erraten, fing Elli wieder an: „Du mußt nicht denken, daß ich seekrank werde — bestimmt nicht!“ — „Denkst du!“ Jrm war ärgerlich. Elli war manchmal richtig unbequem. „Wissen kannst du es aber nicht.“ — „Doch“, sagte Elli so ernsthaft, daß Jrm stutzig wurde, „ich weiß es, du kannst dich drauf verlassen.“ — „Hm.“ Jrm überlegte. Vielleicht hatte Elli wirklich recht. „Dann komm schnell“, sagte sie, denn eben legte das Boot an der Mole an.

Es wurde eine herrliche Fahrt. Mal tanzte das Boot hoch oben auf einer Welle, mal war es so tief unten, daß man fast nur Wasser sah. Dazu wehte der Wind, daß er einem fast den Atem nahm, die Sonne blitzte auf den



Wellenkämmen, und weiße Möwen umstrichen kreischend das Schiff.

Erst als sie wendeten, dachte Irm daran, sich nach Elli umzusehen. Sie saß still auf ihrem Platz und sah bedenklich blaß aus. Irm rutschte von ihrem Sitz und setzte sich zu ihr auf die schmale Bank. „Nun ist dir wohl doch

schlecht“, meinte sie ein bißchen geringschätzig. „Nein“, sagte Elli mit ungewohnter Lebhaftigkeit. „Gar nicht. Wie kommst du darauf? — Wir wollen mitsingen, ja?“ Eben stimmten sie an der Spitze des Bootes ein neues Lied an.

„Mir kannst du doch nichts weismachen“, dachte Trm, aber es gefiel ihr, daß Elli sich so gut zusammennehmen konnte. — Als sie in der Nähe des Strandes an die ersten schweren Brandungswellen kamen, beugte sich Elli plötzlich tiefer über die Bordwand. Als sie wieder hochkam, war sie sehr blaß. Also doch! „Ist es sehr schlimm?“ fragte Trm teilnahmsvoll. Aber Elli biß die Zähne zusammen: „Was denn? Was willst du eigentlich? Du sollst mich nicht so ansehen, du!“ — Und dann sang sie wie alle andern: „Winde wehn, Schiffe gehn weit in fernes Land...“ und schlug mit den Füßen den Takt dazu.

„Verdammt in Ordnung, die Elli“, dachte Trm. Sie sah sich im Kreise um. Keine der andern hatte etwas gemerkt. Nun würde sie dafür sorgen, daß auch weiter niemand etwas erfuhr. — Durch ein Spalier erwartungsvoller und neugieriger Jungmädelsgesichter gingen sie an Land. „Elli“, quiekte Stups, „ihr ist bestimmt schlecht!“ — „Nein“, sagte Elli. — „Nein“, sagten auch die andern. Sie war allerdings sehr blaß, das fiel ihnen jetzt erst auf. Aber sie hatte immerzu mitgesungen und war sehr vergnügt gewesen. Wirklich.

Stups war noch nicht ganz überzeugt. „Hör mal“, wandte sie sich an Trm, „da stimmt doch was nicht.

Wenn man so aussieht.“ — „Du hörst doch, was die andern erzählen“, sagte Trm kurz, „außerdem habe ich die ganze Zeit neben ihr gegessen, ich hätte doch etwas merken müssen.“ — „Komisch.“ Stups zuckte die Achseln, aber sie ließ Elli in Ruhe, und das war die Hauptsache.

Die beiden letzten Fahrten machte also Kathrin mit.



„Trm“, sagte sie, als die Jungmädels eine hinter der andern über die schmale Mole in das Boot turnten, „nun mußt du mir den Strolch hüten. Mit hinaus kann ich ihn doch nicht nehmen, und ich glaube, bei dir bleibt er am liebsten.“

Trm war sehr stolz. Eigentlich fand sie es sogar unnötig, daß Kathrin den Strolch an die Kette legte. Er

würde schon bei ihr bleiben, er war ja ganz zufräulich und wedelte sogar ein bißchen mit dem Schwanz. Aber kaum stieß das Boot vom Lande ab, da hatte Strolch alle Freundschaft vergessen. Er machte einen großen Satz in die See hinein, um Kathrin nachzuschwimmen. Irm mußte ihn ganz fest am Halsband packen, sonst hätte er sie umgerissen.

Böse sah er sie von der Seite an und knurrte leise. Das sollte wohl heißen: „Laß mich gefälligst los, du siehst doch, daß ich zu Kathrin muß!“ — „Das geht jetzt nicht“, sagte Irm, „du mußt jetzt hier bei mir bleiben, wir müssen beide warten, bis sie wiederkommt.“

Strolch schien sich in das Unvermeidliche zu fügen. Aber er stand ganz still hart an der See und wartete. Jede Welle, die ankam, spritzte über seine Füße. Eigentlich konnte er das nicht leiden, er fand die See überhaupt unheimlich, weil er gleich bei seinen ersten Schwimmversuchen die Nase voll Seewasser bekommen hatte. Aber jetzt war ihm alles gleich. Er wollte nichts anders, als dort sein, wo Kathrin war.

„Strolch“, sagte Irm, „sei doch nicht so dumm. Sie kommt bald wieder, bestimmt, darfst mir ruhig glauben!“ Strolch verstand sonst alles, was man sagte, aber jetzt hörte er überhaupt nicht hin. Irm zog ihn am Halsband zurück ins Trockne und setzte sich in den Sand. Da legte er sich lang, streckte den Kopf tief unter den blauen Jungmädelsrock und rührte sich nicht mehr. Inge und Christel kamen heran und redeten ihm gut zu. Stups streichelte

ihn. Aber er wedelte nicht einmal mit dem Schwanz. Er tat allen leid, aber helfen konnte ihm ja niemand.

Als das Boot draußen wendete und allmählich wieder größer wurde, stand Trm auf. Sie nahm den Hund an die Kette und ging mit ihm hinter die erste Düne. Er sollte sich gar nicht erst freuen, wenn Kathrin zurückkam. Sie fuhr ja doch gleich wieder weg.

Strolch trottelte auch ganz brav mit, aber die Ohren hingen traurig — diesmal beide —, und den Schwanz hatte er zwischen die Beine geklemmt. Trm ging so lange zwischen den Dünen auf und ab, bis sie meinte, auch die letzte Fahrt könnte nun zu Ende sein. Dann gingen sie langsam zum Strand zurück. Als sie den Landungssteg wieder sehen konnten, legte das Boot gerade an. Strolch stand einen Augenblick ganz steif, mit zwei aufgestellten Ohren, dann riß er Trm die Kette aus der Hand und rannte aufjaulend in langen Säßen hinunter an die See.

Als Trm nachkam, sprach Kathrin gerade mit dem Fischer, der sie gefahren hatte. Strolch sprang an ihr hoch, um sie herum, drehte sich um sich selbst und brachte vor Freude die erstaunlichsten Verrenkungen zustande. Kathrin streichelte über den glatten Kopf und klopfte das blanke Fell, daß er fröhlich aufquiekte. Alle Angst der letzten Stunde hatte er vergessen, aber er wich an diesem Nachmittag keinen Schritt mehr von Kathrins Seite.

Heute gibts Pilze!

Immer, wenn die Jungmädels zum Baden an den See gingen, stellten sie wieder ganz erstaunt fest, wie viele Pilze es im Wald gab. Und auf einmal war der Gedanke da: „Wir müßten eigentlich mal Pilze essen.“ Wer ihn aufgebracht hatte, wußte man gar nicht. Aber nun ließen die Jungmädels nicht mehr locker: „Kathrin, wann gibt es denn endlich Pilze?“

Nicht als ob das Essen im Lager nicht geschmeckt hätte! Ganz im Gegenteil! Es war „prima, prima“, wie Stups immer wieder beteuerte, und manchmal fügte sie noch hinzu: „Jetzt sollte Gustav dasein!“ Aber selbstgesuchte Pilze — das wäre doch mal etwas ganz anderes!

Doch die Herbergsmutter schüttelte zu diesem Plan leider sehr bedenklich den Kopf: „Wer steht mir denn dafür, daß ihr die Pilze auch richtig kennt und mir keine giftigen anschleppt? Nein, nein, das schlägt euch nur aus dem Sinn!“

Kathrin sah das ein. Sie selbst kannte die Pilze auch nicht so genau, und sogar Liese, die sonst mit allem in Feld und Flur sehr gut Bescheid wußte, meinte ein wenig verlegen: „Nein, um Pilze habe ich mich noch nie gekümmert. Eine Schande eigentlich, aber es ist nun mal so.“

Also mußte wohl das ganze schöne Vorhaben ins Wasser fallen. Schade. Da kam der Herbergsmutter gerade noch rechtzeitig ein rettender Gedanke: „Ja, wenn Mutter Gastorp vom Wiesenhof mit euch suchen wollte,

die kennt jeden Pilz schon von weitem. Da wäre es natürlich eine andere Sache."

Das war doch immerhin eine Hoffnung! Die Jungmädels kannten Mutter Castorp gut; sie nickte ihnen ja immer besonders freundlich zu, wenn sie am Wiesenhof vorbeikamen. Vielleicht ging sie wirklich mit zum Pilzesuchen. Herrlich wäre das!

Mutter Castorp saß in der warmen Sonne auf der Bank vor dem Hause und strickte an einem langen grauen Strumpf, als die Jungmädels, schön in Dreierreihen ausgerichtet, die Straße heraufzogen, sich vor der Gartentür aufstellten und zur Begrüßung erst einmal das Lied vom Bergschen Fuhrmann sangen. Sie wußten, das mochte Mutter Castorp besonders gern.

Sie stand denn auch gleich auf, legte ihren Strumpf beiseite und schüttelte Kathrin strahlend die Hand: „Nein, daß ihr mich alte Frau besuchen kommt, das ist mal ein feiner Einfall von euch. Aber“, und ganz verschmigt blinzelte sie Kathrin zu, „so ganz ohne Hintergedanken macht ihr das doch nicht. Was ist denn los? Was wollt ihr denn von mir?“

Kathrin wurde ein bißchen rot. Mutter Castorp merkte doch auch alles! Aber dann erzählte sie von den Jungmädels, den Pilzen und der Herbergsmutter... „und nun wäre es wunderschön, wenn du mit uns suchen gindest, Mutter Castorp.“

Mutter Castorp hatte gar nichts dagegen. Sie nickte sogar sehr befriedigt vor sich hin. „Gut, gut“, sagte sie,

„das ist recht, daß ihr auf solche Dinge wieder achtet und das aufhebt, was euch der Herrgott so gerade vor die Nase setzt. Es müssen ja nicht immer nur Steinpilze, Pfifferlinge und Champignons sein. Der ganze Wald steht voll von guten Pilzen. Man muß sich nur die Mühe machen und sie kennenlernen. Aber die Stadtleute tun das ja nicht.“

Kathrin mußte ein wenig lachen, denn Mutter Castorp war auf die Stadtleute überhaupt nicht gut zu sprechen, und wo sie ihnen eins auswischen konnte, tat sie es bestimmt. Aber die Jungmädels machten eine Ausnahme, obwohl sie doch auch aus der Stadt waren. Sie waren aber auch richtig stolz darauf.

Mutter Castorp war auch gleich bereit, am Abendnachmittag mit den Jungmädels loszuziehen. Kathrin brauchte gar nicht lange zu bitten. Es war ein wunderschöner sonniger Nachmittag, als sie mit sechs großen Körben Mutter Castorp vom Wiesenhof abholten. Am Donnerstag und Freitag hatte es geregnet, in der Kastanienallee, die zum Walde führte, standen noch die blanken Pfützen, und es roch gut und kräftig nach nassem Laub.

„Das richtige Pilzwetter“, sagte Mutter Castorp am Waldrand und lachte vergnügt. „Nun müßt ihr nur aufpassen, daß ihr nicht die falschen erwischt. Also hört her...“

Erwartungsvoll rückten hundert Jungmädels näher heran. Mutter Castorp hatte wirklich schon zwei Pilze in

der Hand. Komisch, und von den Jungmädeln hatte keines auch nur einen einzigen gesehen. „Also“, sagte Mutter Castorp und hob ihre rechte Hand hoch, „dies hier ist ein Röhrenpilz, und dies“, die linke Hand folgte, „ist ein Blätterpilz.“ Dabei zeigte sie, daß man allen Pilzen unter den Hut sehen mußte, ob da eine Fläche von dicht nebeneinander stehenden Röhren war oder einzelne, kreisförmig angeordnete Blätter, wie bei einem halb aufgeschlagenen Buch. „Die Röhrenpilze kann man alle essen“, sagte sie, „es gibt darunter überhaupt nur einen giftigen, und der wächst in dieser Gegend gar nicht. Bei den Blätterpilzen müßt ihr gut aufpassen und nur solche nehmen, die ihr genau kennt: Pfifferlinge, Reizker mit ihrem roten Saft oder rote Täublinge mit ihren schneeweißen Blättern, so wie der, den ich hier in der Hand habe.“

Die Jungmädeln nickten eifrig. Eigentlich war das Pilzesuchen doch sehr einfach. Die Herbergsmutter würde staunen, was sie alles mitbringen würden. Dann verteilte man sich in Gruppen von je fünf Jungmädeln über den ganzen Wald. Nach einer Stunde würden alle wieder bei Mutter Castorp zusammenkommen und ihre Pilze abliefern. „Ich will jeden einzelnen noch einmal sehen, damit ihr mir bestimmt keinen schlechten dazwischenbringt“, hatte sie gesagt.

Einige hatten das im stillen recht unnötig gefunden. Schließlich wußten sie nun doch selbst Bescheid. Aber es zeigte sich bald, daß die Sache doch gar nicht so einfach

war, und Mutter Castorp mußte einen ganzen Sack voll Fragen beantworten, als glücklich wieder alle zusammen waren.

Inge hatte eine ganze Hand voll rotbrauner Pilze. „Sie sehen so hübsch aus und sind Röhrenpilze“, meinte sie, „aber wenn man sie anfaßt, werden sie ganz schwarz. Sind sie vielleicht doch giftig?“ — „Das sind Rotköppchen“, sagte Mutter Castorp, „man kann sie gut essen, die schwarze Farbe schadet nichts.“ Zufrieden legte Inge ihren Fund in einen der großen Körbe.

Dann schob sich Elli etwas verlegen in den Vordergrund: „Ich habe gar keine mit Röhren gefunden, da habe ich eben so etwas genommen.“ Sie packte aus ihrer Papiertüte ein paar goldgelbe Pilze, die genau aussahen wie Badeschwämme und einen ganzen Haufen kleine weiße Kugeln. „Hahnenkämme und Boviste“, stellte Mutter Castorp fest, „na, es sind nicht gerade Edelpilze, aber so in der großen Masse mögen sie mit durchgehen!“

Christel hatte ihre Tüte ganz voll, so daß beim Herankommen trotz aller Vorsicht ein Teil der Beute ins Gras kollerte. „Es sind aber komische Dinger, die ich da gefunden habe“, meinte sie, „sie haben keine Blätter, aber Röhren haben sie auch nicht; eher kleine Stacheln. Nun weiß ich nicht, ob sie etwas taugen.“ — „Sommelpilze“, sagte Mutter Castorp, „sie schmecken recht gut, nur muß man die oberste Haut abziehen, weil sie bitter ist.“

Ganz Mutige hatten sich auch an Blätterpilze gewagt. „Hallimasch“ nannte Mutter Castorp die gelben mit den

krummen Stielen, die an dem großen Baumstumpf gewachsen waren. „Milchtäublinge“ sagte sie zu anderen. Die mußte man aber wegwerfen, weil sie einen bitteren Saft hatten, der das ganze Pilzgericht verderben würde. Dann gab es noch schuppige Habichtspilze, ein paar brachten Pfifferlinge, und Stups hatte sogar sieben Steinpilze.

„Ihr seid wirklich tüchtig!“ Mutter Castorp nickte anerkennend. „Nun müßt ihr der Herbergsmutter aber auch fleißig beim Putzen helfen, sonst ist sie morgen früh noch nicht fertig!“

Natürlich! Das wurde doch gerade ein Hauptspäß! Einträchtig saßen sie dann gegen Abend im Kreise um ihren großen Pilzberg, jede mit einem Messer in der Hand. Noch einmal tauchten all die neuen Namen auf: Kottkäppchen, Reizker, Hallimasch, Gemmelpilz...

„Jetzt kenne ich sie genau“, sagte Trm befriedigt zu Elli, die neben ihr saß. „Wenn ich zu Hause mal wieder mit Mutter in den Wald gehe, sammeln wir auch Pilze. — Röhrenpilze“, setzte sie nach einer Pause gewissenhaft hinzu, „an die anderen wage ich mich doch nicht recht.“

„Und das glaubt dir deine Mutter so ohne weiteres, daß du die Pilze kennst?“ Elli machte erstaunte Augen. Über Trms bestimmtes „Natürlich, warum denn nicht“ mußte sie lange nachdenken. Sie dachte an ihre eigene Mutter und glaubte ihre Stimme zu hören: „Dazu bist du noch viel zu klein. Man kann doch nicht danach gehen, was so Kinder sagen.“

Ob die übrigen Jungmädels wohl auch solche Mütter hatten wie Trm und ob sie deshalb so anders waren als sie, Elli, soviel selbständiger und sicherer? Nachdenklich schnipselte sie einen Pilz nach dem anderen in die große Schüssel. Es mußte sich manches ändern, auch zu Hause, bis sie ein Jungmädels wurde, so wie die andern. Sie würde Mutter beweisen müssen, daß sie nicht mehr „klein“ war, daß man sich auf das, was sie sagte, verlassen konnte. Nur manchmal war es so bequem, „klein“ zu sein und die Erwachsenen ganz für sich sorgen und denken zu lassen. Aber das andere war doch schöner. Merkwürdig, daß sie darauf erst hier in Heidersdorf kam. Elli seufzte ein wenig, und Trm sah sie erstaunt an und wunderte sich im stillen, daß Elli gar nichts mehr sagte.

Dann aber vergaß Trm die Elli, und Elli vergaß ihre Sorgen. Denn Stups hatte sich den größten aller Pilze, den Parasolpilz, wie einen Sonnenschirm über die Schulter gelegt und wandelte nun würdevoll um den Kreis: „Ich bin die Prinzessin Parasol und ihr seid alle meine Untertanen. Ihr habt in zehn Minuten vor meinem Thron zu erscheinen und eure Schätze abzuliefern.“

In langem Gänsemarsch zogen sie dann zur Küche, wo Stups auf dem Küchentisch thronte und mit huldvollem Lächeln die Schätze, die ihr in Tellern und Schüsseln dargeboten wurden, in Empfang nahm, bis die Herbergsmutter die ganze Gesellschaft energisch aus der Küche vertrieb: „Nun ist aber Schluß, denn schließlich wollt ihr doch noch vor Mitternacht euer Essen haben!“

Familiengeschichten

Man hatte es im Walde kaum gemerkt, daß die Sonne weggegangen und der Himmel immer dunkler geworden war. Es hatte so viel zu sehen und zu besprechen gegeben. Da waren Blumen, die man nicht kannte, ein Fuchsbau, ein riesiger Ameisenhaufen und Holzarbeiter, die einen Baum fällten. Erst am Waldrand sah man, daß über der Cumpfwiese ein blauschwarzer Himmel stand, der ganz verdächtig nach Platzregen aus sah. „Nun aber Dauerlauf“, sagte Kathrin, „wer am schnellsten kann, kommt vielleicht noch trocken ins Haus!“

Nanu! Bis zur Jugendherberge waren doch höchstens fünf Minuten! Aber Christel nickte sehr verständnisvoll. Sie war einmal mit den Eltern im Grunewald gewesen, an der Krummen Lanke. Als sie am U-Bahnhof ausgestiegen waren, hatte es überhaupt noch nicht geregnet, keinen Tropfen, und bis zum Restaurant waren doch nur vier Minuten. Das stand auf dem Schild am Bahnhof. „Auf einmal ging es los! Ihr könnt euch gar nicht denken, wie das war. Wißt ihr, es . . .“

Weiter kam Christel nicht, denn nun ging es auch in Wirklichkeit los, und der Heidersdorfer Regen konnte es bestimmt genau so gut wie der Berliner. „Brauchst gar nichts mehr zu sagen, wir wissen schon Bescheid“, lachte Trm, als sie in großen Säßen den Wiesenweg entlang rannten, quer durch den grauen, nassen Vorhang, der da

auf einmal Wald und Jugendherberge so verschleierte, daß man fast nichts mehr erkennen konnte.

Die Herbergsmutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als die wilde Jagd herangebraust kam. Von Haaren, Ärmeln und Röcken lief das Wasser und bildete kleine Pfützen auf dem Steinfußboden am Eingang unter dem vorspringenden Dach. „Teufel, Teufel auch!“ sagte Kathrin und schüttelte sich. Sie sagte immer so, wenn ihr etwas halb ernst, halb lustig vorkam. „Jetzt können wir jedes Jungmädchel bis morgen früh auf die Wäscheleine hängen.“ Damit waren aber die anderen gar nicht einverstanden, und so einigte man sich schließlich darauf, daß nur die nassen Sachen oben auf dem Boden auf die Wäscheleinen, und die Schuhe, mit Zeitungspapier ausgestopft, in die Küche kommen sollten. Die Jungmädchel selbst sollten ihr Trainingszeug anziehen und herunter in die Diele kommen. „Rubbelt eure Köpfe auch richtig trocken“, rief Kathrin ihnen noch nach, „und beeilt euch! Wir erzählen dann unsere Familiengeschichten!“

Arm bekam einen kleinen Schrecken. Daran hatte sie ja überhaupt nicht mehr gedacht! Mit den Familiengeschichten hatte es nämlich seine eigene Verwandtnis. Nach Jnges schöner Gespenstergeschichte neulich hatten sie noch öfter in der Schloßchronik von Heidersdorf gelesen. Es standen viele Geschichten darin. Solche zum Lachen und auch ganz ernste. Von tapferen Männern und klugen Frauen aus dem Geschlecht derer von Halden.

„So ein Freiherr hat es doch gut“, hatte damals eine

gesagt, „da ist doch wenigstens etwas los in der Familie.“ — „In euren Familien ist genau soviel los“, hatte Kathrin gesagt. Erst hatten sie gedacht, Kathrin machte Spaß, aber sie meinte es wirklich so. Und dann hatten sie ausgemacht, sie wollten mal an einem Nachmittag von ihren Familien erzählen.

Aber Trm hatte das Ganze vergessen und nun wußte sie nichts. Während sie ihre nassen Haare trockenrieb und die Zöpfe frisch flocht, dachte sie angestrengt nach. Aber was sollte sie schon erzählen? Tante Agathe und Onkel Helmut waren wirklich nicht interessant, und auch von den Großeltern war weiter nichts zu sagen. Na, und die Vettern und Kusinen...? Trm seufzte. Was hatte sie bloß für langweilige Verwandte!

Den meisten anderen ging es nicht viel besser. Nur wenige waren da, die vergnügt lachten und meinten, sie wüßten schon was. Unter ihnen war merkwürdigerweise Lotte Peters, die so still war, daß man fast gar nichts von ihr merkte. Ihre Eltern hatten einen Hof in der Lüneburger Heide, und Lotte wohnte bei ihrer Tante in Berlin, um dort zur Schule zu gehen.

Unten in der Diele hatte Liese inzwischen Feuer im großen Kamin angemacht. Die Buchenscheite knisterten, manchmal sprühten ganze Funkenгарben aus ihnen. Es fing auch schon an, gemütlich warm zu werden, und die Jungmädels hockten sich in einem engen Halbkreis um das Feuer. Nun konnte es losgehen, es war genau richtig zum Erzählen, fand Trm.

Es kamen doch viel mehr schöne Geschichten zum Vorschein, als Jrm sich hätte träumen lassen. Eine lange Reihe von alten Herren und Damen zog vorüber, mit würdigen langen Bärten und Pompadours, in denen die Stricknadeln klapperten. Fast über alle mußte man lachen, aber so, daß man sie dabei trotzdem gut leiden mochte, daß sie zu einem gehörten, und man im Grunde sogar ein bißchen stolz darauf war.

Da war Ellis Urgroßtante Sophie, die eine richtige alte Jungfer und so mißtrauisch war, daß sie von allen Leuten nur das Schlechteste erwartete. Eines Tages war sie bei Ellis Großeltern zu Besuch. Es gab Tauben zum Mittagessen, und Ellis Großmutter, die ihre Tante Sophie kannte, suchte die größte und fetteste Taube heraus und legte sie der alten Dame auf den Teller. Wortlos griff Tante Sophie zu Messer und Gabel und machte sich an die Arbeit.

Plötzlich erhellte sich ihr Gesicht, tatsächlich, Tante Sophie lächelte. „Liebe Amalie“, sagte sie zu Großmutters Schrecken laut vor versammelter Tafelrunde, „du dachtest nun, es wäre eine alte — aber es ist gerade 'ne recht schöne, zarte, junge . . . Ja, das war Tante Sophie . . .“

Oder die Geschichte von Jnges Großeltern, die ihren ersten Ausflug in den Harz machten. Es sollte dort ja so schön sein, und schließlich, leisten konnte man es sich. Am Geld fehlte es nicht. Also wurde mit Sonntagskleidern, Regenschirmen, Reisetasche und vielen Stullenpaketen das große Wagnis unternommen. Am nächsten Tag zur

Feierabendzeit kamen dann die Nachbarn nachfragen, wie es den beiden Alten denn nun im Harz gefallen habe. Großmutter hatte ja auch alles sehr schön gefunden, Harzburg, den Burgberg, das Mollenhaus, wo man Kaffee getrunken hatte.

Aber Großvater schüttelte bedenklich den Kopf: „Dat is, as dat is“, sagte er. Wenn ihm etwas sehr am Herzen lag, sprach er immer platt. „Dat de Lüne dor so vel Geld för utgewen duhn. Wenn ik mi vör min Achterdör sett harre und harre na Schulden Krischan sin Weitenschlag keken, denn wullt mi dat bannig mihr Pläsier maakt hewwen.“ — Großvater hat auch seither keinen Ausflug wieder gemacht.

Ganz zuletzt erzählte Lotte Peters. „Es ist aber nichts zum Lachen“, sagte sie, und dann fing sie an: „Unser Hof liegt in der Lüneburger Heide. Er ist ganz so, wie man die niedersächsischen Bauernhäuser immer auf Bildern sieht. Nur ein Strohdach hat er nicht mehr. Das hat Vater vor zwei Jahren durch ein Ziegeldach ersetzt. Er sagt, es ist praktischer, und es sieht auch so sehr gut aus.

Als sie das Dach gedeckt haben, haben sie auch das Haus neu verputzt. Dabei hat einer gemerkt, daß auf dem großen Balken über der Haustür etwas geschrieben stand. Die Schrift war nur übergestrichen, deshalb hatte man sie bis dahin nicht gesehen. Es waren ganz verschörkelte Buchstaben. Aber Vater konnte sie doch lesen. Es war ein Spruch, der da eingeschnitten stand: ‚Gott die Triuwe, aller Werlke Truß.‘ Vater sagt, das heißt: ‚Gott tren

sein, der Welt trogen.' Er sagt, das paßt gut zum alten Bernd Peters.

Bernd Peters ist unser Ahnherr. Er steht als erster auf dem Stammbaum, der in unserer Diele hängt. Er war es auch, der den Hof gebaut hat. Damals hat Vater uns die Geschichte von Bernd Peters erzählt.

Er hat im Dreißigjährigen Kriege gelebt und war Feldhauptmann bei einem der vielen kleinen Fürsten, die es in Deutschland damals gab. Eines Tages hieß es, die Schweden kommen. Da rief der Fürst Bernd Peters zu sich und sagte: 'Ich kenne Euch als einen tapferen und unerschrockenen Mann. Deshalb befehle ich Euch, mit fünfzig Mann die Straße zu besetzen, die durch das große Moor führt, und keinen Feind vorbeizulassen. Es ist für Kaiser und Reich. Hört Ihr, Bernd Peters?'

Der Hauptmann schlug fast erstaunt in die ausgestreckte Hand des Fürsten. Wozu sprach er über Dinge, die so selbstverständlich waren? — Drei Tage lang hielt Bernd Peters mit seinen Leuten die Straße gegen die heranziehenden Schweden. Es war nicht allzu schwer, denn rechts und links der Straße lag das Moor, und die Schweden kannten die Gegend nicht.

Da kam in der dritten Nacht ein Kurier des Fürsten mit dem Befehl, die Straße freizugeben, der Fürst habe einen Sonderfrieden mit den Schweden geschlossen. Bernd Peters dachte an die Worte 'für Kaiser und Reich' und glaubte an eine Kriegslist. Mitten in der Nacht ritt er

durch Wald und Moor in die Stadt, um den richtigen Befehl zu hören.

Dort hieß es, der Friede sei tatsächlich geschlossen, und der Fürst dürfe nicht gestört werden, er feiere ein Fest zu Ehren des schwedischen Unterhändlers. Die Bürger saßen in den Aneipen und feierten auch, weil nun ihr Land von Sorgen und Kriegslasten befreit war.

„Und der Kaiser? Das Reich?“ fragte der Hauptmann. Da zuckten sie die Achseln: „Der Kaiser ist weit. Und das Reich? Wo ist es? In den Hirnen von Narren und großen Kindern. Das Reich ist tot. Gehe jeder, daß er selber lebe!“

Da ritt der Hauptmann zurück, und gegen Morgen gaben seine Leute die Straße frei, daß die Schweden ungehindert vorbeireiten konnten.

Bernd Peters aber hat am gleichen Tage das Abschiedsgesuch an seinen Fürsten eingereicht. Die Urkunde ist heute noch im Archiv in Osnabrück. Vater hat sie dort gesehen und abgeschrieben. Darin stand, daß er den Befehl ausgeführt habe, wie es seine Schuldigkeit als Offizier gewesen sei. Und dann forderte er seine Entlassung aus dem Dienst: „... sintemalen ich mich Kaiser und Reich mit heiligem Eid verschworen hab', und man solchen Eid nit mag brechen, ohn' Schaden zu nehmen an seiner Ehr'.“

Das war der Schluß der Urkunde. Wir können ihn alle auswendig, weil wir so stolz auf unseren Ahnherrn Bernd sind. Er ist dann in die Lüneburger Heide gezogen.

Dort war damals fast nur Heide und Moor, und wenn jemand dort siedeln wollte, war er willkommen. Keiner fragte danach, woher er kam oder was er war.

Dort baute Bernd Peters unseren Hof. Er steht heute noch, und sein Geschlecht lebt auch noch. Vierhundert Jahre lang hat sich der Hof immer vom Vater auf den Sohn vererbt. Und immer hieß der Hoferbe Bernd. Auch mein großer Bruder. Das kann gar nicht anders sein."

Ganz stolz und ernsthaft stand Lotte jetzt vor dem Kamin. Der Feuerschein beleuchtete ihr Gesicht und ihre hellen Haare, und sie machte dabei so trockige Augen, daß man sich gut vorstellen konnte, der alte Bernd Peters habe die gleichen gehabt.

"Das war schön", sagte Kathrin und nickte Lotte zu, "wir danken dir auch." Das hatte sie bei keiner anderen gesagt, aber es hatte auch keine andere so erzählt. Es war schon ganz richtig so und in Ordnung.

"Mit der Familie ist doch etwas los", sagte Trm, als sie neben Christel zum Abendbrot in den Tagesraum ging. "Wenn ich nach Hause komme, will ich Mutter nach allem fragen. Komisch, daß man da nicht von selbst drauf kommt." Aber Christel hörte kaum hin. Sie war mit ihren Gedanken noch weit. "Ich möchte Bernd Peters malen, wie er vor den Bürgern stand", sagte sie und faßte nach der Tasche ihrer Trainingshose. Auch hier klapperten schon wieder Buntstifte.

Eva aus der Siedlung

Wenn die Jungmädels an der Siedlung vorbeikamen, mußte Trm manchmal daran denken, daß mit dem Jungmädels Eva nichts anzufangen war. Ullig, daß man so etwas von einem Jungmädels überhaupt sagen konnte. Trm überlegte. Es gab schon Mädels, mit denen wirklich nichts anzufangen war. Fiedlers Renate, die in der Schule neben ihr saß, war so eine. Bei allem, was man vorschlug, machte sie ein gelangweiltes Gesicht und meinte: „Ach, das macht keinen Spaß“, oder: „Ach, dazu habe ich keine Lust.“ Aber solche Mädels waren dann auch nicht bei den Jungmädels. Sie hatten einen Herzfehler oder waren sonst schwächlich, es fand sich immer ein Grund, weshalb sie keinen Dienst machen konnten, und es war wirklich am besten, man ließ sie laufen.

Aber so eine war Eva von der Siedlung nicht. Die ganz bestimmt nicht. Trm hatte ihr gegenüber geseffen, als Hanne den Brief aus Norwegen vorlas. Da hatte Eva Augen gemacht, als ob sie das alles ganz genau vor sich sähe und gar nicht mehr in Heidersdorf, sondern oben in Nordland wäre. Christel hatte das wohl auch gesehen. Sie hatte nachher zu Trm gesagt: „Eigentlich schade, daß man die Eva so wenig kennt.“ Dabei war es dann geblieben. Es gab ja soviel anderes in Heidersdorf, woran man denken mußte.

Fröhlich trottete Trm über das Stück freies Feld, das zwischen der Siedlung und dem Dorf lag. Es war eine

große Ehre, daß gerade sie das Buntpapier für das Dorffest in der nächsten Woche besorgen durfte. Sie hatte bis zum Nachbardorf gehen müssen, und das war ein ziemlich weiter Weg. „Paß auf, daß du das Papier nicht zerknitterst“, hatte Liese ihr noch nachgerufen. Irm frug deshalb die große Rolle so vorsichtig, als ob sie etwas ganz Wertvolles bei sich hätte.

Plötzlich sah sie, daß am ersten Hause des Dorfes viele Menschen standen, die eifrig miteinander redeten. Eine Frau hörte sie schon von weitem aus den anderen heraus. Sie hatte eine häßliche, schrille Stimme und war wohl sehr zornig.

Irm wollte sich rasch vorbeidrücken. Sie mochte es nicht, wenn Leute sich gegenseitig anschrien, wenn auch Stups neulich gesagt hatte: „Bißchen Klamauk auf der Straße macht immer Spaß.“ Doch plötzlich hörte sie eine helle, erregte Stimme: „Nein und nein, und ich zeig's nicht. Das hab' ich gar nicht nötig!“

Erstrocken blieb sie stehen. Das war doch Eva von der Siedlung! Was wollten die Leute von ihr? „Gestohlen hat das Balg, über meinen Zaun ist sie gestiegen, seht nur nach, was sie in ihren Taschen hat!“ zeterte wieder die schrille Stimme von vorhin. „Das hat man davon, wenn man die Hungerleider aus der Stadt hier siedeln läßt! Erst setzen sie sich fest, und dann beklauen sie einen von hinten und vorn.“ Das war die junge Frau, mit der Irm am ersten Tag beim Wäscheaufhängen gesprochen hatte.

Daß gerade die so redete! Wo sie doch so begeistert von der Stadt und den Menschen dort war und das Leben auf dem Lande so gräßlich fand! Aber sie hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. „Zeig her, was du gestohlen hast, oder ich werd' dich's lehren!“ fuhr die erste Frau wieder auf Eva los. Aber die machte trotzig Augen. „Ich



zeig's nicht, und ich hab' nicht gestohlen. — Aber über den Zaun bin ich gestiegen“, setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Na also! Und was hast du in unserem Garten gemacht? Du lügst ja!“ fuhr die Frau wieder los, und der ganze Kreis rückte näher um Eva zusammen.

„Feige ist das, so viele gegen eine“, ging es ihm durch den Kopf und dann: „Man muß ihr helfen.“ Mit zwei

Schritten stand sie mitten im Kreis und gerade vor der scheltenden Frau. „Ein Jungmädchel lügt nicht und stiehlt nicht“, sagte sie und stellte sich neben Eva, „das darf niemand von einer von uns sagen.“

„Sieh einer den Dreikäsehoch! Die Gören werden immer unverschämter. Zu meiner Zeit hätte sich kein Kind so etwas erlaubt.“ Nun mischte sich die dicke Frau mit dem Graskorb am Arm ein.

Es war scheußlich. Irm ging es jetzt erst auf, daß es sehr schwer ist, als Jungmädchel gegen einen ganzen Kreis von Erwachsenen anzukommen. Aber mutig setzte sie noch einmal an: „Erzähl doch einfach, wie alles war, Eva, du hast doch bestimmt nichts Schlechtes getan.“ Eva sah sie einen Augenblick an und schien zu überlegen. Doch dann schüttelte sie den Kopf und preßte trozig die Lippen zusammen.

Vielleicht wäre das Ganze noch schlimmer ausgegangen, wenn nicht gerade der alte Mann des Weges gekommen wäre, dem Irm damals beim Mohnausmachen geholfen hatte. „Was ist denn hier los?“ sagte er ärgerlich, „stehen die Weiberleute wieder und stehlen unserem Herrgott den Tag weg.“

„Hier werden noch ganz andere Sachen gestohlen“, fing die Frau mit der schrillen Stimme wieder an, und die junge Frau, die gern in die Stadt wollte, erzählte die ganze Geschichte.

„Sieh mal an“, sagte der Alte, „da seid ihr nun gleich bei der Hand, jemanden anzuklagen. Dabei habt ihr nichts

gesehen und vermißt nichts. Aber geredet muß werden. — Schämen solltet ihr euch! Komm her, lüft Dirn“, dabei faßte er Eva bei der Hand und sah Trm an. „Und du kannst auch mitkommen. Du bist doch die, die neulich hinter dem Hund hergetobt ist wie eine Wilde. Siehst mir auch nicht aus, als ob du dich mit Stehlen und solchen Dingen abgeben wolltest. Wir gehen jetzt unsere eigenen Wege und lassen die Frauen hier reden.“

Damit nahm er ohne weiteres Trm an die eine und Eva an die andere Hand und ging aus dem Kreise, der sich widerwillig öffnete. Aber niemand schalt mehr. Denn der alte Mann war der älteste Bauer im Dorf, und was er sagte, galt.

„So“, meinte er dann, als sie außer Hörweite waren, „und nun erzähle mir mal, was du eigentlich in dem Garten wolltest.“ — „Sie sagt ja nichts!“ Trm war ganz aufgeregt. Aber zu ihrem Erstaunen machte Eva ohne weiteres die Hand auf, in der glänzende schwarze Körner lagen. „Samen“, sagte der alte Mann erstaunt. „Von Akelei, nicht wahr? — Na, und ...?“ Er wartete.

„Sie lagen auf dem Misthaufen.“ Eva zögerte ein wenig. „Die Frau hatte sie weggeworfen, sie hat gesagt, das Zeug wächst wie das Unkraut. Man könnte sich gar nicht davor retten. Aber wir zu Hause haben keine Blumen. Keine einzige. Nur Gemüse. Mutter sagt, es reicht noch nicht für Blumen. Aber ich möchte so gern Blumen haben. Viele, so wie im Jungmädchengarten. Drei Tage hintereinander bin ich vorbeigegangen. Die Akeleistauden

lagen immer noch auf dem Misthaufen. Keiner wollte sie haben, und sie waren schon ganz gelb. Da bin ich heute über den Zaun gestiegen und habe mir die Samen geholt. Ja."

"Hm", sagte der alte Mann nur, und Trm dachte, daß er wohl nicht ganz zufrieden wäre mit dem, was Eva da gemacht hatte. „Warum bist du eigentlich nicht ins Haus gegangen und hast um die Samen gebeten? Das wäre doch wohl das Richtige gewesen“, sagte er dann. Aber Eva schüttelte den Kopf. „Nein“, sagte sie, „die Frau sagt immer, wir wären Bettelpack und Hungerleider, weil wir nur die Siedlung haben und nicht auch einen Bauernhof. Man kann sie nicht bitten.“

„So, sagt sie das?“ Man konnte aus den Worten nicht hören, was der alte Mann darüber dachte, aber Trm fand, daß es nicht klang, als ob er auf Eva böse wäre.

„Komm morgen zu mir“, sagte er dann unvermittelt, gerade als sie schon vor dem breiten Tor neben der Kirche standen, das zu seinem Hof führte. „Dann kannst du Samen haben, soviel du willst. Dein Garten soll auch blühen, lüft Dirn. Aber du mußt durchs Tor kommen und nicht über den Zaun.“ — „Darf ich? Oh, danke“, stammelte Eva und war vor Überraschung und Freude ganz rot geworden. Aber der Alte brummte nur noch etwas vor sich hin, nickte ihr freundlich zu und verschwand dann im Hoftor.

Strahlend sahen die beiden Jungmädels sich an. „Der ist mal in Ordnung!“ pläzte Trm dann los. Eva holte

einmal tief Atem, als wäre sie eine ganz große Last losgeworden, und trabte dann so fröhlich und unbeschwert schwabend die Straße entlang, daß Trm wieder denken mußte: „Und da können die Mädels nun meinen, mit Eva wäre nichts anzufangen!“

Am Ende des Dorfes, wo der Weg zur Jugendherberge von der großen Straße abbog, blieb Eva plötzlich stehen. „Höre, Trm“, sagte sie, „eins mußt du mir versprechen. Du darfst bestimmt den Mädeln aus dem Dorf nichts erzählen. Sie lachen sonst über mich. Das will ich nicht.“

Trm versprach es, aber mit einem stillen Vorbehalt. Es mußte anders werden zwischen Eva und den Heidersdorfer Jungmädeln. Allein konnte man da aber nicht helfen. Man mußte darüber mit Kathrin sprechen. Schließlich war sie ja kein Mädel aus dem Dorf.

Kathrin sagte nicht viel, aber als Trm nachher zu den andern zurückging, war sie ganz sicher, daß die Sache nun in Ordnung kommen würde.

Und richtig, als Trm ein paar Tage später die Dorf-mädels zum Heihnachmittag gehen sah, war Eva mitten unter ihnen, hatte an beiden Seiten eine Kameradin untergehakt und lachte über das ganze Gesicht. Eigentlich war das ja wohl nicht ganz richtig, untergehakt zum Dienst zu gehen; in Berlin hätte sie die Mädels ausgelacht. Aber in Heidersdorf wußten sie das vielleicht nicht so genau, und jedenfalls gehörte Eva jetzt richtig zu ihnen, und das war schließlich die Hauptsache.

Kasperl auf der Gänsewiese

„Nächste Woche um diese Zeit sind wir schon zu Hause“, sagte Stups, die neben Irm im Grase lag und an einem langen Grashalm kaute, „gräßlich, ich mag gar nicht daran denken.“ — „Nächste Woche schon?“ Irm schien es, als ob es erst gestern gewesen wäre, als sie an der kleinen Bahnstation aus dem Zuge kletterten. Auch sie konnte sich kaum vorstellen, wie die Ferien weitergehen sollten, ohne die andern, ohne Kathrin und Liese, ohne Strolch und vor allem ohne den Wald, die Felder und den See.

„Es wird langweilig werden nachher“, und Stups nickte. Nur Elli war anderer Meinung. Schnell und fast ein wenig trotzig sagte sie: „Ich freue mich auf zu Hause. Auf meine Mutter und auf unseren Schrebergarten und überhaupt — ich mag ganz gern allein sein.“

„Natürlich, du!“ Stups sah die dicke Elli aus ihren kühlen grauen Augen beinahe verächtlich an: „Du bist dann froh, daß es keine Baumstämme mehr gibt, über die man klettern, und keine Tonnen, durch die man kriechen soll. Den ganzen Tag im Garten liegen und höchstens mal ein bißchen Blumen begießen, das ist eher etwas für dich. Du bist wirklich ein ulkiges Jungmädchel!“

„Laß sie doch in Ruhe und ärgere sie nicht immer“, wollte Irm gerade sagen. Seit der Bootsfahrt neulich sah sie Elli mit ein bißchen anderen Augen an, als die übrigen das taten. Aber Elli war schon aufgesprungen

und stand nun zornglühend mit geballten Fäusten vor Stups, die verblüfft zurückfuhr.

„Das nimmst du zurück, du, augenblicklich“, schrie sie, „ihr denkt immer, ihr könnt mit mir gerade machen, was ihr wollt! Schließlich hab' ich doch auch meine Ehre!“

Nun war Ehre zwar etwas, was jedes Jungmädchel im Grunde verdammt ernst nahm. Aber man sprach nicht darüber, und wenn man gar dabei ausfah wie Elli, eine krebsrote kleine Kugel, und einem dazu noch das Turnhemd hinten aus der Hose gerutscht war, daß der Zipfel wie eine Sturmflagge im Winde flatterte, dann war das Ganze nichts als lächerlich. Trm versteckte ihren Kopf im Gras, und ihr ganzer Körper zitterte von unterdrücktem Lachen. Stups aber lachte hell heraus: „Elli, wie beim Theaterspielen!“ Aber Elli antwortete nicht. Wortlos stopfte sie ihren Hemdenzipfel dahin, wo er hingehörte, und rannte dann weg.

„Nun ist sie wirklich böse“, sagte Stups erschrocken, „das habe ich nicht gewollt. Ich glaube, ich bin eben sehr gemein gewesen.“ Gedankenlos riß sie einen neuen Gras- halm ab, um ihn in den Mund zu stecken, aber plötzlich warf sie ihn weg, stand auf und lief der andern nach.

Nach fünf Minuten kamen die beiden wieder, anscheinend in friedlicher Unterhaltung. Auch Trm tat, als ob nichts gewesen wäre, aber die richtige fröhliche Stimmung war eben doch weg.

So waren sie alle drei froh, als Christel und Inge mit einer wichtigen Neuheit bei ihnen auftauchten. Mor-

gen sollte doch das große Dorffest sein, mit Lagerzirkus, Spielen mit den Dorfkindern und einem Umzug durch das ganze Dorf mit bunten Papierlaternen. Vor allem aber sollten Christels Kasperlpuppen mitspielen. „Na, ihr kennt sie ja!“

Und ob die drei sie kannten! Man hatte sich doch während der ganzen Lagerzeit abends beim Zubettgehen so sehr wie möglich beeilt, nur um von der Rückwand von Christels Bett herab die Erlebnisse des Tages durch die Kasperlpuppen noch einmal zu hören, bevor Kathrin zum Gutenachtsagen kam. Die Rolle der Kathrin hatte bei diesen Vorstellungen ein für allemal des Teufels Großmutter übernommen, während das Krokodil den Strolch verkörperte.

„Kathrin hat gesagt, um das Kasperlspiel kümmert sie sich nicht“, berichtete Christel aufgeregt, „die Puppen wären nun mal meine, ich sollte selbst sehen, daß wir etwas Ordentliches damit anfangen. Ich soll mir ein Stück ausdenken und auch den Platz suchen, wo wir spielen können. Ich darf mir zur Hilfe nehmen, wen ich will, und habe den ganzen Nachmittag für die Vorbereitungen frei. Die anderen kleben inzwischen die Papierlaternen. Die Plakate hängen ja schon seit vorgestern. Aber es ist bestimmt furchtbar schwierig, einen Festplatz zu finden. Wollt ihr mir helfen?“

„Herrlich!“ Irm und Stups waren begeistert, und sogar Elli kam mit erstaunlicher Geschwindigkeit von ihrem Sitz im Grase hoch. „Wir gehen erst zum Ge-

meindenvorsteher, vielleicht gibt er uns eine Wiese“, schlug Inge vor. Doch der Gemeindenvorsteher war für diesen Plan ganz und gar nicht zu haben. „Ihr zertrampelt mir zuviel, was denkt ihr euch eigentlich, Mädel?“

Aber mit einem Blick auf Christels ratloses Gesicht meinte er dann, da sei schließlich noch die Gänsewiese, die am Sonntagnachmittag doch nicht benutzt werde. Der Gänseaugust sei zwar manchmal etwas wunderlich, und man könne nicht von vornherein sagen, wie er die Sache aufnehmen würde. Aber sie könnten ja mal anfragen, das koste nichts.

Es klang wirklich nicht sehr ermutigend, aber Inge meinte, er habe doch so einen netten Jungen, da würde er selber schon auch kein Esel sein. So kam es, daß sich Gänseaugust plötzlich von fünf lachenden und eifrig durcheinanderschwätzenden Jungmädeln umgeben sah, die ihm Klarzumachen suchten, daß gerade seine Gänseweide ein idealer Platz für ein Dorffest sei.

Grundsätzlich schien er nichts dagegen zu haben, wie Christel aufatmend feststellte. Nur wollte er wissen, wo die Zuschauer denn sitzen sollten, und als er hörte, einfach im Gras, kraute er sich bedenklich hinter den Ohren. Es läge eben so allerlei herum, meinte er, was auf einer Gänsewiese zwar ganz in Ordnung, auf den Sonntagskleidern der Gäste aber weniger angebracht sei.

Christel tat einen schnellen Blick in die Runde. In, der Gänseaugust hatte wirklich nicht so unrecht. Aber sollte man deshalb auf den ganzen schönen Plan verzich-

ten? Da brachte der Karli, der gerade zur rechten Zeit auf der Bildfläche erschien, die Rettung. „Können wir wegfegen“, erklärte er hinter dem Rücken seines Vaters hervor und zwinkerte Irm freundschaftlich zu. „Wenn uns die alte Besenbindersche ein paar von ihren Reisigbesen pumpt, haben wir das in Null Komma fünf.“

Wegfegen! Natürlich, das war ein guter Gedanke! Fünf Jungmädels und der Karli entwickelten, als die Gänse heimgetrieben waren, eine eifrige Tätigkeit auf der abendlichen Weide. Es war gar keine schlechte Beschäftigung, zumal man dabei überlegen konnte, was denn nun morgen gespielt werden sollte. Denn es genügte ja nicht, daß die Kasperlpuppen nur da waren und lustig aussahen, sie mußten auch reden und handeln.

Man konnte freilich die Ereignisse des Lagers „durch den Kakao ziehen“, aber als Juge davon anfang, machten Irm und Stups eine nicht mißzuverstehende Bewegung, die einen Bart von beträchtlicher Länge andeutete. So ging es also nicht.

„Karli, was meinst du denn?“ fragte Stups schließlich verzweifelt. Immerhin hatte der Karli heute schon einmal einen guten Vorschlag gemacht. Aber diesmal brummte er nur. Erstens wisse er nichts, und zweitens habe er heute sowieso noch schwer zu arbeiten, er habe zu Dienstag einen Schulaufsatz auf, der mache sich auch nicht so Null Komma fünf von alleine.

„Einen Schulaufsatz! Ja, dann freilich...“ Stups war ganz Teilnahme. „Über was müßt ihr denn schrei-

ben?" Und dann erzählte der Karli die Sage von der schönen Jungfrau Kunigunde, die schon viele hundert Jahre unter dem Knüppelsberg hinter dem Dorfe verzaubert sitze und warten müsse, bis sie ein Ritter erlöse. „Es hat sich aber noch keiner gefunden, denn wer zu ihr in das goldene Gewölbe will, muß vorher mit Tod und Teufel kämpfen und sie besiegen.“

Christel war ganz erstaunt, wie eifrig Stups bei der Sache war und wie genau sie nach allem fragte. Was ging sie schließlich der Schulaufsatz von Gänseaugusts Karli an? Aber als Stups plötzlich stehenblieb und, auf ihren Reisigbesen gestützt, erklärte: „Das spielen wir morgen“, ging auch Christel ein Licht auf. Der Gedanke war ja großartig! Kasperl als Befreier des verwunschenen Edelfräuleins Kunigunde! Er mußte Tod und Teufel besiegen — durch List natürlich, dafür war er der Kasperl — und dann auf einem weißen Hengst in das unterirdische Gewölbe einreiten.

„Ich muß dann nur noch das Pferd malen“, sagte Christel, aber der Karli war anderer Meinung. „Den Gaul mache ich“, sagte er, „ihr Stadtmädel wißt ja doch nicht recht, wie so ein Pferd aussieht. Zeichnen kann ich. Ich schneide ihn euch morgen früh aus Pappe...“

„In Null Komma fünf“, lachte Trm, aber Karli nahm das nicht weiter übel. Als die sechs sich vor der Kirche trennten, stand das Spiel in großen Zügen fest. Mit einem Seufzer der Erleichterung kroch Christel an diesem Abend ins Bett. Die Sache würde klappen, das war sicher.

Das Kasperlspiel auf der Gänsewiese wurde ein großer Erfolg. Selbst Willem, der Kutscher vom Gut, der sonst immer so kritisch war, meinte, so gut habe ihm lange kein Dorffest mehr gefallen, und Etine von dem Hof neben der Schule hatte einen ganzen Korb voll selbstgebackener Mohnkuchen mitgebracht, die sie unter die Jungmädels verteilte, weil es eben so wunderschön gewesen sei.

Christel selbst hatte zwar allerlei auszusetzen. Vor allem war ihr die Jungfrau Kunigunde lange nicht zart und edel genug gewesen. Es ging doch wirklich nicht an, daß sie den Ritter Kasperl, der nach vielen Gefahren in ihre Höhle eindrang, mit den Worten empfing: „Mensch, uff dir wart' i' schon lange!“ Stups bekam einen roten Kopf, denn das Edelfräulein Kunigunde war sie gewesen. Aber der Herr Gemeindevorsteher fand, das schade nichts. Nach vielhundertjähriger Gefangenschaft in einem dunklen Berg verliere selbst ein Edelfräulein seine feinen Umgangsformen.

Abends gab es dann noch einen Hochzeitszug mit den bunten Papierlaternen. Durchs ganze Dorf ging der Weg, und als sie am Schulhaus vorbeikamen, stand der Herr Lehrer auf der Treppe und lachte und winkte. „Na, Karli“, sagte er, als dieser mit seiner blauen Laterne mit gelbem Vollmond an ihm vorbeikam, „so spät noch unterwegs? Ist denn der Aufsatz schon fertig?“

„Den schreib' ich morgen in Null Komma fünf, Herr Lehrer“ — Karli hatte großen Mut im Schutze der vielen Jungmädels —, „und überhaupt ist die Jungfrau Kuni-

gunde erlöst. Die Geschichte ist gar nicht mehr richtig.“ — „Dann mußt du eben den richtigen Schluß noch dazuschreiben“, rief der Lehrer ihm nach, und Karli, schon zwanzig Schritte weiter, schrie kühn zurück: „Wird gemacht, Herr Lehrer!“

Dann gab er Trm, die neben ihm eine feuerrote Laterne mit einem himmelblauen Herzen trug, einen freundschaftlichen Rippenstoß: „Mensch, der erste Schulaufsatz in meinem Leben, der mir Spaß macht.“

Elli und die Bienen

Nun war der letzte Lagertag herangekommen, der allerletzte. Vormittags waren die Jungmädels noch einmal im Wald gewesen, an allen Stellen, die ihnen in diesen drei Wochen lieb und vertraut geworden waren: an der Waldwiese mit den gelben Königsferzen, am Fuchsbau und am Meisenest. Die jungen Meisen, deren kleine rostrot gefleckte Eier sie am ersten Tag entdeckt hatten, waren inzwischen ausgeflogen. Nur eines der Jungen lag tot unter dem verlassenen Nest.

„Es ist zu schwach gewesen“, hatte Kathrin gesagt, „nur was Kraft hat, kann im Wald am Leben bleiben.“ Dann hatte sie von den vielen hundert Eicheln erzählt, die der Eichbaum in jedem Jahr verstreut, und aus denen nur selten eine junge Eiche wächst und groß wird, von den Schmetterlingen und Ameisen, von den Rehen und

Hasen. „Was schwach und krank ist, wird von den anderen aufgefressen, oder es kehrt zurück in den Boden und macht ihn fruchtbar. Aber das Stärkste und Beste bleibt am Leben und erhält die Art.“

„Eigentlich ist es doch auch bei den Menschen so, daß immer der stärkste und beste sich durchsetzt“, hatte Inge gesagt, und Kathrin hatte ihr zugnickt. „Ja, auch bei den Menschen. Nur wer stark ist, setzt sich durch und erfüllt seine Aufgabe im Leben. Es ist gut, wenn man das weiß, auch wenn man noch ein Jungmädchel ist.“

Dann hatten sie von anderen Dingen gesprochen, und die meisten hatten nicht weiter an die Sache gedacht. Natürlich würde man einmal stark und aufrecht im Leben stehen, dafür war man ein Jungmädchel. Das war nichts, über das man nachdenken mußte.

Nur eine kam trotz der lustigen Lieder auf dem Heimweg und trotz des besonders guten Abschiedsessens immer wieder in ihren Gedanken darauf zurück. Das war Elli. Sie strich in der Freizeit allein durch den Herbergsgarten, obwohl sie mit Stups hätte Speerwerfen gehen können oder mit Jrm die kleinen Küken besuchen, die gestern ausgekrochen waren. Sie hätte auch das Buch fertiglesen können, das sie sich aus der Herbergsbücherei geholt hatte.

Aber Elli hatte zu all dem keine Lust. Sie mußte immerzu an das denken, was Kathrin am Vormittag über die Stärkeren und die Schwächeren gesagt hatte. Alle gehörten zu den Stärkeren, Jrm, Christel, Inge, Stups...

das war ganz selbstverständlich. Sie konnten turnen, schwimmen, laufen, sie waren immer lustig, alle mochten sie gut leiden, alles glückte ihnen.

Aber sie selbst, Elli? Vielleicht gehörte man wirklich zu den Schwächeren, wenn man so ungeschickt war, daß alle über einen lachten, wenn man beim Sport gleich müde wurde und vom Schwimmen befreit war? „Du bist ein ulkiges Jungmädchel“, hatte Stups zu ihr gesagt. Damals war Elli nur zornig und böse gewesen, aber nun dachte sie müde: „Vielleicht hat Stups recht!“

Doch dann warf sie den Kopf zurück. „Nein, nein, nein“, sagte sie laut in die Mittagsstille. Sie war ein Jungmädchel, genau wie die anderen auch. Sie würde es ihnen schon beweisen, das nahm sie sich fest vor.

Sie war inzwischen bis an das hinterste Ende des Gartens gekommen, wo die Bienenstöcke standen, die zur Herberge gehörten. Sie hatte es sonst immer vermieden, hierherzukommen, aber heute achtete sie gar nicht darauf. Doch plötzlich blieb sie stehen und horchte. Über ihr war ein seltsames Surren und Summen, und als sie aufschaute, sah sie an einem der untersten Zweige des alten Birnbaumes eine wimmelnde braune Traube hängen — einen Bienenschwarm.

Elli fuhr mit einem kleinen Schrei zurück und war schon gerade im Begriff, wegzulaufen, als ihr etwas einfiel. „Es ist ein großer Verlust für uns, wenn ein Bienenschwarm abfliegt“, hatte die Herbergsmutter neulich gesagt. Man mußte ihr also sagen, daß hier in ihrem

Birnbaum ein Schwarm hing, der gerade losbrausen wollte. Sie mußte ihn wieder einfangen.

So schnell sie konnte, lief Elli zum Haus zurück und rüttelte an der verschlossenen Küchentür. „Herbergsmutter, Liese“, rief sie, „kommt rasch, die Bienen schwärmen!“

Innen rührte sich nichts. Hörte die Herbergsmutter nicht oder war sie ausgegangen? „Liese, Liese!“ schrie sie noch einmal, so laut sie konnte, aber alles blieb still. Elli lief um das Haus herum. Ob sie wohl hinten im Schuppen waren? Vorsichtig klinkte sie die Tür zu dem dämmerigen Raum auf, in dem es nach Holz, Honig und frischem Wachs roch.

Auch hier war niemand. Nur die Geräte waren da, die sie für ihre Bienenzucht brauchten. Die Honigschleuder, die Gestelle für die Wabenböden, der graue Kittel und die Schutzmütze, die Handschuhe und da — in der Ecke — auch der Sack, mit dem die Bienen eingefangen wurden. „Liese!“ rief Elli noch einmal, aber sie glaubte jetzt selbst nicht mehr, daß jemand kommen würde.

Mit einem schnellen Blick sah sie, daß in das braune Knäuel am Birnbaum inzwischen Bewegung gekommen war. Viel mehr Bienen als vorhin summten außen um den festen Kern des Schwarmes herum. Sicher würde er bald auffliegen, und niemand war da, der ihn einfangen konnte.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke, vor dem sie im ersten Augenblick ganz erschrocken war. Sollte sie selbst viel-

leicht...? Die Geräte waren doch alle da, und sie hatte auch schon einmal zugeesehen, wie man es machte. Man brauchte nur den Sack unter den Schwarm zu halten und den Zweig abzuknipsen, auf dem sie saßen. Dann waren



sie gefangen. „Es ist ein großer Schaden, wenn ein Schwarm verlorengelht“, hatte die Herbergsmutter gesagt.

Elli ging nachdenklich in den Garten zurück und bezog in achtungsvoller Entfernung vom Birnbaum ihren Be-

obachtungsposten. Richtig böse hörte sich das Summen an, und sie mußte daran denken, daß Mutter einmal gesagt hatte, sieben Bienenstiche könnten ein Pferd töten. Dabei war sie doch nicht einmal ein Pferd, sondern nur ein Jungmädel.

„Eben darum gerade“, sagte Elli plötzlich ganz laut und trotzig in den Garten hinein. Daß ihr das nicht früher eingefallen war! Wenn man ein Jungmädel war, mußte man den Schwarm natürlich einfangen. Stups hätte es bestimmt getan und Trm auch.

Nun gab es weiter kein Besinnen mehr für Elli. Ein Gartenstuhl war bald geholt und unter den Birnbaum geschoben. Mit Sack und Gartenschere bewaffnet, kletterte Elli hinauf. Einen Augenblick mußte sie die Zähne doch ganz fest zusammenbeißen, als sie den Sack unter den Schwarm hielt. Es flogen auch gar zu viele Bienen außen herum, setzten sich auf die Arme und — au, nun hatte doch wirklich eine gestochen! Unangenehm war das bestimmt nicht, wenn auch lange nicht so schlimm, wie Mutter immer sagte. Elli blies flüchtig über ihren Arm hin und fuhr mit der Gartenschere vorsichtig hinauf in die Zweige.

„Elli, Elli“, rief auf einmal eine Stimme hinter ihr, „wirst du da aufhören! Bist ja wohl närrisch geworden!“ — Liese! — Daß die auch gerade in diesem Augenblick kommen mußte, wo sie beinahe fertig war! Elli wandte nur kurz den Kopf: „Ich hab’ keine Zeit jetzt, du siehst doch, daß ich die Bienen einfange!“ — „Sofort kommst

du hierher! Willst du mir den ganzen Schwarm verschrecken?" Das klang so energisch, daß man unbedingt gehorchen mußte. Ärgerlich sprang Elli von ihrem Stuhl und lief mit Sack und Schere auf Liese zu, die mit einer großen Gießkanne den Gartenweg entlang kam. „Du bist ein richtiger Schafskopf“, schalt Liese weiter, „wie kannst du einen Schwarm einfangen, wenn du ihn nicht vorher begießt, damit die Bienen stillsitzen. So fliegen sie dir doch einfach weg und außerdem stechen sie.“

Elli wurde rot und versteckte ihren Arm schnell auf ihrem Rücken. Aber Liese hatte den dicken roten Fleck schon gesehen. „Siehst du“, sagte sie, „warum gibst du dich auch mit Dingen ab, von denen du nichts verstehst? Wie bist du nur auf den verdrehten Gedanken gekommen, hier unseren Schwarm einzufangen?“

„Ach“, meinte Elli langgedehnt, „nur so.“ Wie es eigentlich gewesen war, konnte sie ja wirklich nicht erzählen, nun, wo alles so schief gegangen war. Sehr kleinlaut sah Elli zu, wie Liese sorgfältig den Schwarm begoß und dann sicher und geschickt den Zweig abknipste. „Da haben wir ihn“, lachte sie, als der Schwarm in den Sack plumpste, „fein, daß wir ihn gerade noch erwischt haben.“

Dann nahm sie Elli mit an das Küchenbeet und schnitt ihr eine frische Zwiebel zurecht. „So“, sagte sie, „das legst du dir auf deinen Arm. Dann tut es bald nicht mehr weh. Ist es sehr schlimm?“ — „Nein“, sagte Elli so kurz und abweisend, daß Liese sie erstaunt ansah. Sie konnte

natürlich nicht wissen, daß einem wirklich nicht nach reden zumute ist, wenn man etwas ganz Gutes und Richtiges tun wollte und man merkt, daß es wieder einmal nur eine Riesendummheit war.

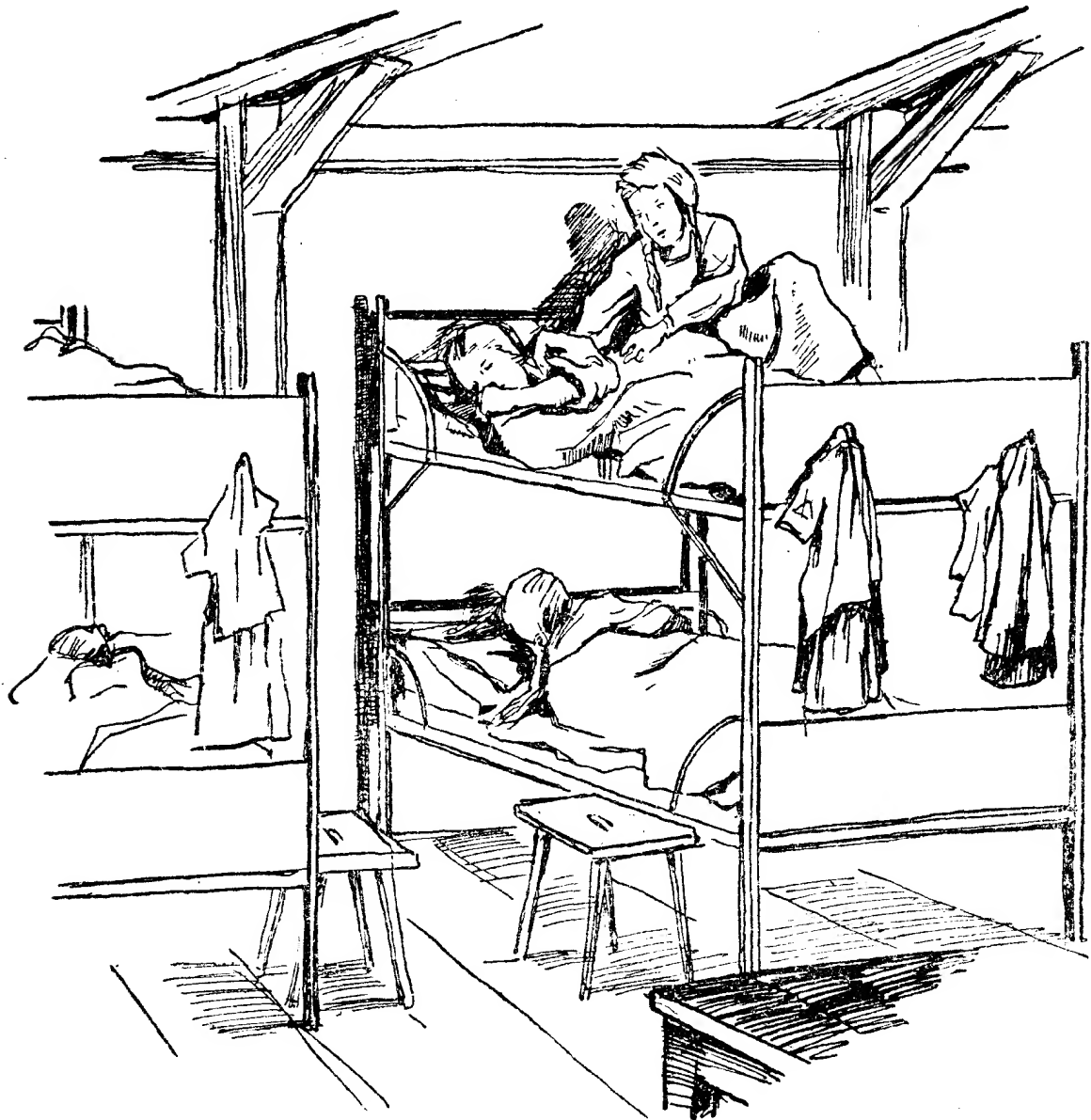
Elli schluckte kurz, als sie hintereinander den schmalen Gartenweg zurückgingen. „Aber Mut hast du“, sagte Liese plötzlich ganz unvermittelt, „nur packst du eben immer alles verkehrt an.“ Elli ließ den Kopf hängen. Was half einem der Mut allein, wenn doch nichts dabei herauskam?

Mit einer dicken, roten Beule am Arm tauchte Elli wieder bei den anderen auf. Sie war still an diesem Nachmittag, aber niemand konnte herausbekommen, was eigentlich vorgefallen war...

Mitten in der Nacht wachte Trm auf. Aus dem Bett jenseits des Ganges klang ein leises Geräusch. Lauschend hob sie den Kopf. Da weinte doch jemand? Ungestrengt horchte sie hinüber; es hörte nicht auf. „Elli“, dachte Trm, „natürlich wieder sie! Weint hier mitten in der Nacht, wer tut denn so etwas!“ Ärgerlich drehte sie sich auf die andere Seite. Nicht hinhören! Was ging das im Grunde sie an?

Aber sie konnte nicht wieder einschlafen. Natürlich war es bequem, zu tun, als ob man nichts hörte, aber es war — ja, jetzt wußte sie es —, feige war es, ganz erbärmlich feige. Mit einem Ruck setzte Trm sich auf. „Elli“, rief sie leise. Drüben wurde es still. Nun steckte Elli wohl den Kopf unter die Decke.

Vorsichtig glitt Irm am Fußende ihres Bettes zu Boden und kletterte zu Elli hinauf. „Was ist los, du?“ fragte sie leise. Elli schluchzte kurz auf: „Ihr seid alle so anders, alles könnt ihr! Aber ich — immer geht es daneben, was ich auch anfang!“



Irm zog ihr Nachthemd über die bloßen Füße und hockte sich auf den Bettrand. Sie saß ganz still und wartete, denn sie hatte das dunkle Gefühl, daß man bei solchen Dingen nicht fragen durfte. Da erzählte Elli vom Sport und vom Baden, von der mißglückten Sache mit

dem Bienenschwarm, von Kathrin und von dem Recht des Stärkeren. „Aber wenn einem alles vorbeigelingt, dann gehört man doch zu den Schwächeren, Jrm!“

Jrm wußte nicht recht, was sie darauf sagen sollte. Sie hatte an so schwierige Dinge nie gedacht und erst recht nicht darüber gesprochen. Elli war auch wirklich ungeschickt, das ließ sich gar nicht leugnen; aber...

„Du hast soviel Mut“, sagte Jrm plötzlich sehr ernsthaft, „und es ist nicht wahr, daß das gar nichts ist, auch wenn nachher etwas danebengeht. Neulich an der Ostsee habe ich gut gemerkt, daß du gleich wußtest, es würde dir schlecht werden, und du bist doch mitgefahren und hast durchgehalten bis ans Ende. Und heute mit den Bienen — ich hätte es nicht getan, weißt du, aber nicht, weil ich zu vernünftig gewesen wäre, sondern weil ich es nicht gewagt hätte.“

Elli lag eine ganze Weile still. Sie hatte aufgehört zu weinen und dachte wohl über das Ganze nach. „Es war eigentlich nichts Besonderes“, sagte sie dann, „ich hatte nämlich auch Angst. Aber man kann sich natürlich zusammennehmen.“

„Das ist es ja gerade!“ Jrm war auf einmal ganz fröhlich und sicher. „Man gehört immer zu den Stärkeren, wenn man sich zusammennehmen kann.“

„Wirklich?“ Elli lag wieder eine Weile still, dann fragte sie weiter: „Und du meinst das im Ernst? Du sagst das nicht nur, um mich zu trösten?“ — „Hand darauf!“ Unter der Bettdecke suchte Jrm nach Ellis Hand.

Elli drückte sie fest: „Ich bin so froh“, sagte sie, „und ich mag dich gut leiden!“

Trm nickte. Aber man konnte darauf nichts Rechtes antworten. „Hauptsache, daß du wieder halbwegs normal bist. Außerdem kriege ich jetzt kalte Füße“, sagte sie schließlich. Elli lachte: „Wenn du morgen einen Husten hast, schenke ich dir Malzbonbons“, rief sie ganz vergnügt, als Trm in ihr Bett hinaufturnte. „Goll gelten“, gab Trm zurück, „schlaf auch schön!“

Dann saß sie noch einen Augenblick mit angezogenen Knien in ihrem Schlafsack. Vor dem Fenster rauschten die Bäume, hinter dem Walde stand schon ein heller roter Streifen, und ein Fink versuchte sein erstes Morgenlied. Trm horchte auf die ruhigen Atemzüge der schlafenden Jungmädels. Morgen schon würden andere hier schlafen, und sie würde zu Hause sein und Mutter von Heidersdorf erzählen. Mutter mußte den Glückkorb vor sich haben, dann hörte sie am besten zu. Und was Trm noch gestern unter keinen Umständen zugegeben hätte, jetzt spürte sie es ganz deutlich: sie freute sich ja — freute sich ganz unbändig — auf zu Hause.

Jungmädels, Dein Buch!

Lydia Schürer-Stolle

SO SIND WIR

Mit Geleitwort

des Reichsjugendführers Baldur von Schirach

246 Seiten mit 43 Photos,

26 Zeichnungen, in Leinen RM 3.80

45. Tausend

Deine Kameradinnen erzählen darin von ihrem Leben und Schaffen. Lager und Fahrt, Fest- und Feierstunde werden lebendig. Über aller Freude und allem Ernst aber steht das Wissen: So sind wir! Gleich ob aus dem Osten, Westen, Norden oder Süden des Reiches — dieses Leben und dieser gemeinsame Einsatz in der Jungmädelschaft verbindet uns alle.

„Endlich wieder ein Mädelsbuch, das nicht unter die konventionelle Fabrikware zu rechnen ist . . . Ein schönes Geschenk, nicht nur für Jungmädels, sondern auch für deren Mütter“
schreibt „Wille und Macht“, das Führerblatt der HJ

„Eltern und Erzieher und Außenstehende werden in diesem Buch Art und Wesen, Wollen und Zielsetzung der Jüngsten der nationalsozialistischen Jugendorganisation erkennen, verstehen und achten. Darüber hinaus wird das Buch für alle Zehnjährigen . . . wertvoller und wesentlicher Führer in dem neuen Lebensabschnitt sein.“ *Hilde Munske in „Das Deutsche Mädel“*

„Es ist herzerquickend und interessant, diese vielfältigen lustigen und ernststen Begebenheiten und Abenteuer zu lesen . . . Ein Buch, das man allen Jungmädels und vor allem auch den oft noch überängstlichen Müttern empfehlen möchte.“
Deutsche Allgemeine Zeitung

„Fabelhaft frisch und natürlich, ohne Wichtigtuerei ist alles erzählt. Das Buch, das auch einen famosen Eindruck in die Art der Jugend in den verschiedenen deutschen Landschaften, ja von ihnen selbst gibt, sei auch den Eltern ans Herz gelegt.“
NS. Frauenwarte

Wünsche Dir das Buch!

Schenke es Deinen Kameradinnen!

Das im Junge Generation Verlag Berlin erschienene Werk ist in jeder Buchhandlung zu haben.